pr.

~~Dupl. 45957.~~
P. 824 gb [Meister]

<36628347250010

<36628347250010

Bayer. Staatsbibliothek

Von der

natürlichen Moral.

C'eſt l'erreur que je fuis, c'eſt la
vertu que j'aime,
Je ſonge à me connoitre, & me
cherche en moi-même.

BOILEAU.

Ich ſtreb' aus Eigennuz vom Wahn mich
loszuwinden,
Und hang aus Liebe bloß, o Tugend, feſt
an dir,
Und um mich ſelbſt, wo möglich, zu
ergründen,
Such' ich mich ſelbſt — in mir.

W.

Von der natürlichen Moral.

Aus dem Französischen des Hrn. M**
von
Hrn. Sch** übersezt.

Herausgegeben
und mit einigen Anmerkungen begleitet
von
C. M. Wieland.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

REGIA
MONACENSIS

An den Leser.

Der Titel dieses Werkchens verspricht weder viel Unterhaltendes noch viel Anziehendes; aber eben deswegen wählte ich ihn. Meine Absicht ist nicht zu täuschen.

Ich schmeichle mir nicht, nur einen einzelnen Theil meines Gegenstandes genugsam entwickelt, geschweige seinen ganzen Umfang umfaßt zu haben. Als ich diese kleine Arbeit begann, hatte ich keineswegs den stolzen Gedanken, ein Buch zu

schreiben. Bey Verfolgung des Pfades, auf welchen meine ersten Gedanken mich brachten, fürchtete ich oft zu wiederholen, was schon so oft gesagt worden ist; aber noch mehr hütete ich mich, andern nachzusprechen, was mir weder zu denken, noch zu empfinden möglich war.

Das einzige Verdienst, worauf ich Anspruch machen darf, ist, daß ich aus meinem Herzen geschrieben habe; wie selten auch heut zu Tage dieses Verdienst ist, so zweifle ich doch, daß man es mir streitig machen werde.

Vorrede des Herausgebers.

Die zwey angelegensten Wünsche, worin alle Menschen übereinkommen, sind gesund und glüklich zu seyn. Zu beyden hat uns die Natur Anlage und unerschöpfliche Hülfsquellen gegeben, und beydes in den unzählbaren Individuen, die zusammen den Menschen ansmachen,

unendlich vermannigfaltigt. Beydes ist nicht ganz in unserer Gewalt, und hängt doch in den meisten Fällen und größtentheils von unserm Verhalten ab. Alles in und ausser uns ist in unaufhörlicher Bewegung, beydes zu erhalten und — zu zerstören. Beydes ist ordentlicher Weise das Resultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurükgeführt werden, die so nothwendig sind als die Natur selbst.

Der bloße Naturmensch befolgt diese Regeln, bald durch den sanf-

tern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltsamern Drangs der äussern, ohne sich derselben deutlich bewust zu seyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunst zu leben gebe, lebt gesund und glüklich, ohne sich etwas von einer Theorie gesund und glüklich zu leben, träumen zu lassen.

Diese Entdekung macht er erst, wenn er auf den höhern Stufen des geselligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theile wird,

auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche gröstentheils unvermeidliche Folgen eben dieser Ausbildung und Verfeinerung sind, die so viel Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glüklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst,

eine Tochter der Nothwendigkeit, der unter den Folgen der Polizierung und Unterdrükung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden Humanität zu Hülfe zu kommen. Beyde Künste steigen in eben der Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommener, und auf der andern elender wird; beyde werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarey und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quak-

salberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden belästiget; und beyde nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben, endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die das

gegenwärtige Werkchen (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in diesem teutschen Gewand erscheint) in der Hauptstadt der geistvollesten und frivolsten Nation der Welt, gemacht hat. In der That scheint es ganz besonders für die moralischen Bedürfnisse der höhern Classen der Bewohner dieser einzigen Stadt ausgerechnet zu seyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Greuel, wodurch sich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeich-

neten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, sagt ein scharfsinniger und beredter Beurtheiler desselben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das was in den reinsten Gefühlen der Menschheit sich mit einer aufs äusserste getriebenen Civilisation verträgt, besser aufgefaßt, nie das was so sehr im Widerspruche zu stehen scheint, die einfältigste Natur mit den feinsten Nüancen conventioneller Begriffe und erkünstelter Empfindungen, so gut zusammen gereimt *). Dieses Buch ist das

*) Da es mir nicht möglich war, diese Stelle so wörtlich zu übersetzen, als ich

Gesezbuch des rechtschafnen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glükseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein zu danken

gewünscht hätte, so kann ich nicht umhin, die Worte des Originals selbst mitzutheilen. „Jamais peutêtre on n'a mieux saisi dans les sentimens les plus purs ce qui est propre à l'extreme civilisation, remonté aussi haut pour descendre si loin, & mieux concilié ce qui paroit se contredire. Ce livre est le Code de l'Homme de bien au milieu du Luxe & des Arts, de l'homme qui sait user de tout sans laisser alterer en lui les sources du Bon-

haben sollten. Dies scheint uns den unterscheidenden Charakter dieses kleinen Werkes auszumachen, und ihm „eine ehrenvolle Stelle „unter den Moralisten, die man „öfters wieder liest, zu versichern.“

Wenn das, was in diesem Urtheile zum unterscheidenden Charakter dieser natürlichen Mo-

heur que la Nature a voulû que nous tenions d'elle seule. C'est là ce qui nous paroit faire le caractère distinctif de ce petit ouvrage, & lui preparer un rang distingué parmi les moralistes dont on renouvelle souvent la lecture. *Journal de Paris* 1788. no. 20.

ral gemacht wird, geschikt ist, ihr auch unter uns in den höchsten Classen geneigte Leser zu verschaffen, so ist es doch weder das einzige, noch, in meinen Augen, das höchste Verdienst dieses kleinen Buches. Das was ich ganz vorzüglich daran schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruk der Seele seines Verfassers, und rein von aller deklamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererey, eben so sehr ein Werk seines Herzens als seines Verstandes zu seyn scheint; daß er bey aller Freyheit des Geistes, die eine natür-

liche Folge der Aufklärung desselben ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Diese moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt, und seiner Schreibart einen keuschen

absichtlosen Reiz gegeben, der seine Schrift, auch in dieser Rücksicht, mit den schönsten Produkten des goldnen Alters der französischen Litteratur in eine Reihe stellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfasser nicht anders als schmeichelhaft seyn, daß ein Theil des Publikums den Geist und die Beredsamkeit eines der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, des berühmten Necker, in diesem Werkchen zu erkennen geglaubt hat. Ich kann aber mit Gewiß-

heit sagen, daß ein Herr Meister, ein zu Paris lebender Helvetier von ausgezeichneten Talenten und Vorzügen, und ein naher Verwandter des verdienstvollen Zürchischen Gelehrten dieses Nahmens, der Verfasser desselben ist.

Das einzige, wovon ich den Lesern noch Rechenschaft zu geben habe, ist, ihnen zu sagen, wie ich zu dem Beruf, der Herausgeber dieser Uebersetzung zu seyn, gekommen bin. Ein schäzbarer junger Helvetier, aus einer Familie, die sich vor mehr als dreissig

Jahren unverlierbare Rechte an meine Ergebenheit erworben hat, ist der erste und eigentliche Urheber derselben. Er hatte sie mehr aus enthusiastischer Liebe für das Werk und seinen Verfasser, und zur Uebung seines eigenen Geistes an einer Arbeit, die nicht ohne Schwierigkeiten war, als in Rüksicht auf das Publikum unternommen. Einer seiner Freunde, der mit dem leztern in mehrern Verhältnissen steht, und ihm nicht leicht etwas, das einigen Werth in seinen Augen hat, vorenthalten kann, hielt es für billig, dasselbe

auch an dieser Arbeit seines jungen Freundes Antheil nehmen zu lassen. Aber ehe dies geschehen könnte, hatte sie, seiner Meynung nach, nöthig, von einer nicht ungeübten Hand die lezte Feile zu erhalten. Denn der Uebersetzer, ausser dem daß ihm die französische Sprache bekannter und geläufiger als die teutsche ist, hatte auch noch nicht Gelegenheit genug gehabt, sich von den Idiotismen der schweizerischen Mundart so frey zu machen, als es nöthig war, wenn die Uebersetzung in Teutschland mit einigem Vergnügen gele-

sen werden sollte. Der erwähnte Freund fand für gut, sich deswegen an mich zu wenden; vermuthlich weil er glaubte, daß schon der bloße Nahme des Uebersetzers mich geneigter als einen andern machen würde, das nöthige bey der Arbeit desselben zu besorgen. Er schikte mir die Handschrift nebst dem Originale zu, und ersuchte mich im Nahmen seines jungen Freundes, (der das Schiksal seines Versuches gänzlich in meine Willkühr stellte) falls ich die Urschrift dieser Bemühung würdig hielte, alles an der Uebersetzung zu thun

was ich zum Besten der Sache für nöthig und gut finden würde, den Text selbst an den Orten, wo ich vielleicht mit dem Verfasser nicht ganz einstimmig seyn sollte, mit meinen Anmerkungen zu begleiten, und somit, wenn es mir unter diesen Bedingungen gefiele, der Herausgeber dieses Werkchens zu seyn.

Meine Antwort auf dieses Ansinnen der Freundschaft und des Zutrauens liegt nun hier vor den Augen des Publikums. Ich habe ihr weiter nichts beyzufügen, als

die Versicherung, daß es mein ernstlicher Wille war, diesen Versuch einer teutschen Uebersetzung eines Originals, welches, meiner Empfindung nach, (wie ehmals Epiktets berühmtes Enchiridion) ein Handbüchlein aller übeln und guten Menschen zu werden verdient, der Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es mir unter allen gegebenen Umständen, möglich war; daß aber, wenn auch der Uebersetzer mir einigen Antheil an dem, was sein Verdienst dabey ist, aufdringen wollte, ich doch ganz allein für die Mängel derselben,

von welcher Art sie auch seyn mögen, verantwortlich bin.

Geschrieben zu Weimar den 5ten April 1789.

Wieland.

Inhalt.

1. Von physischen Eindrücken. = S. 1.
2. Von den ersten Empfindungen. = 4.
3. Erfahrung und Nachdenken. = 8.
4. Was ist die Moral? = = 11.
5. Moral der sinnlichen Empfindungen. 16.
6. Moral der Empfindung. = = 23.
7. Moral der Vernunft. = = 49.
8. Gewissen, Nachreue. = = 78.

9. Ueberzeugung. ; ; S. 87.
10. Fähigkeit der Vervollkommnung. 90.
11. Liebe. ; ; ; 96.
12. Eifersucht. ; ; 101.
13. Kindliche Liebe. ; ; 104.
14. Freundschaft. ; ; 106.
15. Reichthum, Armuth, Geiz. ; 118.
16. Ehrgeiz, Macht. ; ; 126.
17. Leckerhaftigkeit und Trunkenheit. 131.
18. Neid, Verläumdung. ; ; 134.
19. Zorn. ; ; ; 137.
20. Rache und Zweikampf. ; ; 139.
21. Partheygeist. ; ; ; 143.
22. Genuß des Gegenwärtigen. ; 147.
23. Arbeit, Müßiggang. ; ; 149.
24. Spiel. ; ; ; ; 151.

25. Die Weiber. : : : S. 155.
26. Gesellschaft. : : 161.
27. Ungleichheit. : : : 165.
28. Freyheit. : : : 167.
29. Gerechtigkeit. : : 172.
30. Herzhaftigkeit, Klugheit. : 177.
31. Empfindsamkeit. : : 180.
32. Unempfindlichkeit. : : 183.
33. Wahrhaftigkeit. : : 188.
34. Bescheidenheit. : : 191.
35. Mäßigung. : : : 195.
36. Reinlichkeit. : : : 198.
37. Charakter. : : : 200.
38. Glükseligkeit. : : : 206.
39. Gelassenheit im Leiden. : : 211.
40. Schmach. : : : 217.

41. Liebe zum Leben. S. 219.
42. Furcht vor dem Tode. 222.
43. Jugend. 227.
44. Alter. 231.
45. Ungewißheit unsres Schiksals. 235.
46. Maximen, die man zu oft vergißt. 241.

Einleitung.

Unaufhörlich durch den Wirbel der Vorurtheile, des Modegeschmaks, der eiteln Zwiste über Einbildungen und Meinungen hin und her gezogen, suche ich den natürlichen Führer meiner Empfindungen wieder zu finden.

Unsre Handlungen werden regiert, entweder durch die Bedürfnisse der Natur, oder durch das Uebliche in der Gesellschaft, oder durch die positiven Geseze, unter welchen wir leben, oder endlich durch gewisse religiöse Gewohnheiten, die von dem Ansehen der Regierung eine mehr oder weniger bestimmte Sanktion erhalten haben.

Man nehme für einen Augenblik an, diese Gewohnheiten, diese Geseze und Gebräuche seyen nie vorhanden gewesen, so wird man sogleich finden, daß, un-

abhängend von diesen Vorschriften positiver göttlicher und menschlicher Anordnung, *frühere Verhältnisse* vorhanden waren, welche die Festsetzung dieser Vorschriften nüzlich oder nöthig machten. Diese Verhältnisse sind es, deren erste Spur ich wieder auffinden möchte; von diesen uranfänglichen Gründen unsers Verhaltens suche ich mir den einfachsten und reinsten Begriff zu verschaffen.

Wenn ich mich in dem Innersten meiner Gedanken sammle, so nehme ich wahr, daß dasjenige, was alle meine Handlungen bestimmt, entweder bloß *physische und fast unwillkührliche Eindrüke* sind, — oder ein *erstes inneres Gefühl*, das im Grunde eben so physisch ist, oder die *Erinnerung* an eine Reihe von Bemerkungen, welchen Erfahrung und Gewohnheit eine hinlängliche Stärke gegeben hat.

I.

Von Physischen Eindrücken.

Wenn nicht zu läugnen ist, daß es schlechterdings unwiderstehliche physische Eindrücke giebt, so ist doch eben so gewiß, daß ihrer eine große Menge sind, bei denen es von uns abhängt, sie zu mäßigen, zu schwächen, zu regieren, ja vielleicht sogar gänzlich zu vertilgen. Noch giebt es viele, deren Gewalt nur darum so ausnehmend groß ist, weil wir es so wollten, oder weil wir nie daran dachten, ihnen Schranken zu setzen.

Wenn die physischen Eindrücke einen großen Einfluß auf das haben, was wir unser Herz, und unsere Einbildungskraft nennen, so üben hinwieder unser Herz, und unsere Einbildungskraft eine große Herrschaft über jene aus.

Eben derselbe Eindruck, oft wiederhohlt, schwächt, oder verstärkt sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände selbst, die ihn hervorbringen, oder nach den verschiedenen Verhältnissen, so diese Gegenstände mit unsrer Empfindungsart haben.

Die Gewohnheit, welche gewisse Eindrücke schwächt, giebt andern einen ungemeinen Grad von Lebhaftigkeit.

Was nur blos Geschmack war, wird Leidenschaft, herrschendes Bedürfniß, unüberwindlicher Hang.

Umgekehrt, was unüberwindlicher Hang schien, wird wieder bloses natürliches Bedürfniß, gemäßigtes Verlangen, bloßer Geschmack.

Was man ehmals mit dem lebhaftesten Bestreben suchte, vermeidet man nicht selten zuletzt mit eben so viel Sorgfalt, verachtet es, fürchtet es, ja vergißt es wohl endlich ganz und gar.

Es giebt eine Art zu leben, sich zu nähren, seine Zeit, seine Uebungen, seine Geschäfte einzurichten, die den blos physischen Eindrücken mehr oder weniger Einfluß, mehr oder weniger Kraft nimmt oder mittheilt.

2.

Von den ersten Empfindungen.

Ich bedarf keines Nachsinnens, um sehr lebhaft zu fühlen, daß gewisse Modificationen meines Wesens mich schmerzen, mich beunruhigen, verwirren, niederschlagen; andere hingegen mich beruhigen, mir Muth machen, mir eine Art von Heiterkeit und Wonne gewähren, wodurch die Empfindung meines Daseyns zugleich reiner und lebhafter wird.

Schon blos der Anblick eines leidenden Wesens macht uns traurig und ist eine Art von Peinigung. Unfreywillig theilen wir seine Leiden mit ihm.

Man erinnert sich vielleicht jenes Sybariten, der am ganzen Leibe zu schwitzen anfieng, wenn er einen Bootsmann rudern sah *).

Man betrachte den Menschen, wie er aus den Händen der Natur hervor-

*) Es war vermuthlich eben der Sybarit, der sich beklagte, der Schmerz, den ihm ein umgebogenes Rosenblatt, worauf er gelegen, verursacht, habe ihn die ganze Nacht nicht wieder einschlafen lassen, und da er einst auf seinem Gute einige Sclaven ein Stück Land umgraben gesehen, sey ihm vom bloßen Zusehen eine Ader im Leibe gesprungen. Die Erfahrung, daß wenige Menschen ein lebendiges Wesen körperlich leiden sehen können, ohne selbst ein mehr oder minder lebhaftes sinnliches Unbehagen zu fühlen, ist eine so ausgemachte Sache, daß man nicht nöthig hat, die Beyspiele dazu aus Sybaris zu hohlen. W.

geht, und man wird finden, daß es Zeit und Mühe braucht, bis er sich selbst von der Menge der Gegenstände, die ihn umgeben, unterscheiden lernt; er glaubt, er muß glauben, daß das Alles in ihm selbst sey. So oft ein Gegenstand nur stark erschüttert oder einnimmt, so werden wir in Absicht auf diesen Gegenstand wieder, was der Mensch im ersten Augenblick seines Daseyns ist. So fühlt man immer für die Geliebte, oder für den Freund seines Herzens: Auch das ist ich, sagt man mit der Galatea des Rousseauischen Pygmalions*); Meines Freundes Freuden sind meine Freuden, seine

*) C'est encore moi.

Schmerzen meine Schmerzen, er ist Ich, ich bin Er.

Auf solche Weise hängt theilnehmendes Mitleiden, welches der erste moralische Eindruck zu seyn scheint, so zu sagen immer noch mit den blos physischen Eindrücken zusammen, und ist zuweilen eben so stark, eben so unwillkührlich wie diese.

3.

Erfahrung und Nachdenken.

Erfahrung und Nachdenken haben mich bald belehrt, daß mancher Eindruck, der mir unendlich angenehm schien, es bald zu seyn aufhört, und öfters so gar schmerzhafte Eindrücke auf denselben folgen.

Erfahrung und Nachdenken belehrten mich ebenfalls, daß eine Reihe ruhiger und heiterer Eindrücke, einem lebhaftern Genuß, der von Verwirrung und Unruhe begleitet ist, vorzuziehen sey; daß der eine Zustand mein Wesen erhält, der andere es zu zerstören sucht.

Durch Erfahrung und Nachdenken habe ich gelernt, daß es zu meiner Natur gehöre, in allem einen gewissen gleichförmigen und regelmäßigen Gang zu gehen; einer gewissen Idee von Ordnung anzuhangen, deren Empfindung mit allem verbunden ist, was dem Leben Wonne giebt, — mit den rührenden Liebreizen der Schönheit, mit der Bewunderung bey dem prachtvollen Anblick der Natur, mit der so bezauberenden Täuschung der Talente und der Kunst.

Verwirrung ermüdet unsern Geist, Ordnung klärt ihn auf, und zieht ihn an.

Wie groß auch immer die Verschiedenheit der Gegenstände und Ideen ist, die man ihm darstellt, so bald er das

Verhältniß gewahr wird, das sie verbindet, so umfaßt er ohne Mühe das Ganze; in diesem Augenblick scheint ein neues Licht sich um ihn her zu verbreiten; es erweitert so zu sagen die Grenzen seines Daseyns, und erhöht und verschönert es.

Hieraus schließe ich, es gebe eine Ordnung, die der Einrichtung meines Wesens angemessen ist; und so bald ich sie kennen werde, so werde ich mich bestreben, dieser Ordnung meine Begriffe, meine sinnlichen Eindrücke, und meine Gewohnheiten zu unterwerfen.

4.

Was ist die Moral?

Nachdem wir die gewöhnlichen Triebfedern unsrer Handlungen, und die Mittel zu ihrer Leitung kennen gelernt haben, sollten wir der natürlichsten Erklärung der Moral nicht ganz nahe seyn? oder was kann sie anders seyn als die Kenntniß der Mittel, durch welche wir so viel Gewalt über unsre Fähigkeiten bekommen, daß wir im Stande sind den möglichst besten Gebrauch von ihnen zu machen; oder, die Wissenschaft der Fertigkeiten, die zur Vervollkommnung unsers Wesens dienen, und uns zu einem dauerhaft glücklichen Zustande führen.

Das Ansehen der Gesetze gründet sich auf die Gewalt der Gesetzgeber, dessen Macht ihre Vollziehung verbürgt. Das Ansehen der Religion gründet sich ebenfals auf die unendliche Macht des höchsten Wesens.

Worauf gründet sich denn das Ansehen der Moral?

Auf die Eingebung der Natur selbst, die zu dem Menschen sagt: Hier hast du meine Vorschrift! beobachte sie, wenn du glücklich seyn willst, denn du kannst es nur unter dieser Bedingung seyn.

Die ganze Moral wäre nur eine Empfindung; wäre bloß jener so süße Zug, der uns ohne Anstrengung allen Eingebungen der Natur folgen heißt; wenn unsre Vorurtheile und Wahnbe-

griffe nicht unsre natürlichen Neigungen verfälschten, und hinwieder eben diese Neigungen, durch fehlerhafte Angewöhnungen überspannt oder geschwächt, nicht unsere Vorstellungen und unsere Urtheilskraft irre führten.

Nunmehr ist vielleicht das einzige Mittel, unsre Vorstellungen und unsre Neigungen zu berichtigen, wenn man mit der genauesten Unterscheidung derselben anfängt, jede erst von allen übrigen getrennt beobachtet, und sie dann wieder von neuem vergleicht. Haben wir sie erst von ihren blos eingebildeten und erkünstelten Verhältnissen entkleidet, so werden uns die natürlichen desto heller in die Augen leuchten. Auf solche Weise gelingt es

uns in der Chymie die Grundstoffe der Körper zu finden, indem wir sie, so viel möglich ist, von allen fremdartigen Theilen zu entbinden und abzuscheiden suchen; Man ist darum noch nicht gut, wenn man eine gute Handlung gethan hat; noch hat man darum keinen richtigen Verstand, wenn man zufällig auf eine wahre Idee stößt; noch ist man darum nicht glücklich, wenn man den einen oder andern lebhaften Genuß gehabt hat. Nur ein sich selbst gleich bleibender Zustand unsrer Art zu existiren verdient das Ziel unsrer Sorgen und Wünsche zu seyn.

Die große Aufgabe also, deren Auflösung die Moral sucht, ist diese: durch Bestimmung derjenigen Gewohn-

heiten, nach welchen wir uns vorzüglich bestreben müssen, und durch Unterricht, wie wir diejenigen, die wir bereits haben, entweder regieren oder unterdrücken können, die Mittel zu jenem Zustande in unsere Gewalt zu bringen.

5.

Moral
der sinnlichen Empfindungen.

Es giebt wenig physische Eindrücke, deren Herrschaft für unser Wohl nicht von traurigen Folgen seyn könne; aber, wie wir schon bemerkt haben, nur als Folgen einer langen Angewöhnung fesselt uns diese Herrschaft, und oft unwiderstehlich. Unser erster moralischer Grundsatz wird also seyn: uns sorgfältig vor gefährlichen Angewöhnungen zu hüten.

Wir wollen uns keinen angenehmen Genuß verweigern: aber um nicht Sclaven desselben zu werden, überlassen

wir uns ihm niemals so anhaltend und so unumschränkt, daß wir uns nicht nach Wilkühr seiner zu enthalten im Stande seyn sollten. Je angenehmer uns ein Genuß ist, desto mehr ist uns daran gelegen, uns desselben auch ohne einen andern Beweggrund zu enthalten, als nur damit wir unsre Sinnen oder unsre Imagination nicht zu sehr daran gewöhnen. Dieß ist das einzige Mittel zur Vermeidung zweyer für unser Wohl gleich nachtheiliger Unbequemlichkeiten, des Ueberdrußes oder der schweren Kette eines tyrannischen Bedürfnisses.

Sich enthalten um desto reiner zu genießen, sagt Julie von Etange, ist der Epikuräismus der Vernunft; es ist das Geheimniß einer

Tugend, welche wohl gar die erste aller Tugenden seyn dürfte: oder ist es nicht die Mäßigkeit, die uns jene Herrschaft über uns selbst giebt, ohne welche wir aller uneigennützigen, edeln, und mit Aufopferung verbundener Tugenden nie fähig werden *)?

Es ist niemals unmöglich, über Angewöhnungen Meister zu werden,

*) Wenn gleich unser ganzes Empfindungsvermögen nothwendig mit den Jahren abnimmt, so ist doch dieser Verlust für Menschen, welche mäßig sind, langsamer und weniger fühlbar; nicht bloß weil sie durch Schonung ihre Kräfte länger erhalten haben, sondern auch, weil die lange Erfahrung sie zu größern Meistern in der Kunst zu genießen gemacht hat, und die sich daher einbilden, weil sie besser zu genießen wissen, so fühlten sie auch noch eben so lebhaft als in jüngern Jahren.

denen man zuviel Gewalt eingeräumt hat; allein es ist mit dieser Tyranney wie mit jeder andern: ohne Zweifel ist es weit leichter, ihrer Entstehung zuvorzukommen, als ihre Fortschritte zu hemmen.

So hinreißend der Zauber eines gegenwärtigen Eindruks seyn mag, so zeigt die Erfahrung tausendmal, daß er durch den Reiz mehrerer vergangenen Eindrüke, deren Erinnerung noch lebhaft genug ist, überwältigt werden könne; Unsre Lebensweisheit hängt daher oft von der Stärke unsers Gedächtnisses, oder von der Lebhaftigkeit unsrer Einbildungskraft ab.

Um den Einfluß gewisser physischen Eindrüke zu bestreiten, wird man also

mit andern physischen Eindrüken, die jene auslöschen oder hindern, weiter kommen als mit den vereinigten Kräften des moralischen Gefühls und der Vernunft.

So z. B. kann man sich durch Angewöhnung an mehr oder weniger mühsame Uebungen unvermerkt von der Weichlichkeit loßreissen, wovon es bey der unsäglichen Inconsequenz unsrer Erziehung, und bey aller der Sklaverey unsrer Lebensart und bey unsrer ganzen heutigen Art zu leben, beynahe unmöglich ist frey zu bleiben.

Wir haben eine große Anlage, Maschinen zu werden, d. i. morgen zu seyn, was wir gestern waren, ohne einige Wahl oder Ueberlegung zu thun

und zu empfinden, was wir auch schon gethan und empfunden haben. Auch ist nicht weniger wahr, daß wir selten etwas so gut und so sicher thun, als eben das, was wir so maschinenmäßig verrichten.

Aus dieser Erfahrung, welche verschiedene wichtige Bemerkungen veranlassen könnte, leite ich dermalen nur das einzige Resultat her: Wenn es viele Verhältnisse giebt, wo man sich nicht ohne Gefahr dieser bloß maschinenmäßigen Art des Daseyns überlassen kann: so giebt es hingegen auch andre, wo man sich vernünftiger Weise nichts bessers wünschen darf.

Viele Angewöhnungen sind nützlich, sind unentbehrlich, wenn sie gleich an sich

wenig oder kein Interesse haben. Zu diesen gehören die Angewöhnungen an Leibesübung, an Ordnung, an Reinlichkeit, an Sorgfalt, an Aufmerksamkeit und Gefälligkeit für andre, wobey alles auf mühsame oder einförmige oder kleinliche Details ankommt. Man thut wohl, wenn man sich gewöhnt, alles maschinenmäßig zu thun, was gethan werden muß, und was man sonst, wie nützlich es uns auch ist, ohne Mühe und Anstrengung nicht thun würde.

6.

Moral der Empfindung.

Wir sind von Natur geneigt Ordnung und Harmonie zu lieben.

Wir sind von Natur sanft und mitleidend.

Die Angewöhnungen oder Leidenschaften die diesen natürlichen Anlagen Abbruch thun, muß man eben so wenig auf Rechnung unserer moralischen Natur schreiben, als man die zufälligen Modifikationen, die entweder von einem besondern Gebrechen dieser oder jener Organe, oder von einer mehr oder weniger außerordentlichen Unordnung des Nervensystems herrühren, auf

Rechnung unsrer körperlichen Natur setzen kann.

Grausamkeiten, welche die Rache oder der Zorn eingiebt, beweisen so wenig gegen das Mitleidsgefühl, das uns so natürlich ist, daß vielmehr nicht selten dieses Gefühl selbst entweder die Ursache oder die unmittelbare Folge derselben ist.

Es giebt in der Gesellschaft verschiedene Berufsarten, die recht dazu gemacht scheinen, jedes natürliche Mitleidgefühl zu ersticken; aber zu gutem Glücke werden die grausamen Verrichrichtungen dieser gewaltthätigen und zerstörenden Berufsarten oft nnd lange genug unterbrochen, daß sich das Herz

wieder sammeln, und in seine natürliche Empfindsamkeit zurükkehren kann.

Um dieser ersten Triebfeder die nöthige Elasticität zu erhalten, müssen wir gleich viele Sorge tragen, daß sie weder zu viel noch zu wenig gespannt werde.

Man vermeide alles was uns ohne Noth mit dem Bilde des Schmerzens und Leidens gar zu bekannt machen kann: aber man gewöhne sich auch, so wenig Schwachheit als möglich beym Anblik derjenigen Leiden zu zeigen, die wir zu erleichtern oder zu versüßen hoffen können.

Wollt ihr die Empfindung des Mitleidens in die Sprache der Vernunft übersetzen, so sagt mit dem Gesezgeber

der Brahmanen: thut andern niemals etwas, was ihr nicht wollet daß man gegen euch thue. Nie ist in der Moral etwas einleuchtenderes und wahreres gesagt worden.

Ohne Zweifel ist es noch weit schöner mit dem Gesezgeber der Christen zu sagen: thut für andre alles, was ihr wollet daß man für euch thue. Die erste dieser Maximen ist eine Regel der Gerechtigkeit; die zweyte ist vielleicht nur ein Grundsaz der Tugend und Großmuth *).

Wer unter dem Worte Mitleiden weiter nichts als die Unruhe und das

*) Oder vielmehr: sie ist die Stimme der reinsten und vollkommensten Humanität.
W.

beklemmende Gefühl beym Anblik des Leidens und Schmerzens versteht, der nimmt dieses Wort in einem allzu engen Sinne, und schränkt ein Princip, dessen Wirksamkeit natürlicher Weise weit ausgedehnter seyn muß, auf eine einzige physische Wirkung ein.

Unser Mitleid vereinzelnt uns gleichsam mit dem Gegenstande, der uns rührt oder am Herzen liegt; es ist so zu sagen Vermengung seines Daseyns mit dem Unsrigen, oder des Unsrigen mit dem Seinigen.

Das Gefühl, das uns an unsrer Familie, an unsren Freunden, an der Gesellschaft, in der wir gewohnt sind zu leben, hangen macht, ist mit dieser natürlichen Disposition, uns mit dem,

was uns rührt oder interessiret, zu vereinzeln, eben so eng verbunden als die Regung, die der Anblik eines leidenden Wesens bey uns erwekt: mit Einem Worte, sie ist, denke ich, was man durch das Wort Sympathie hat ausdrucken wollen.

Es giebt Sympathien, die mit grosser Stärke wirken, wenn sie uns plözlich und unvorgesehen überraschen; hingegen giebt es andre, die nur durch lange Angewöhnung entstehen.

Dieses leitet uns zur Untersuchung der Liebe, der Freundschaft, des Patriotismus und der Religion.

Anfänglich ist freylich die Liebe ein bloß physisches Bedürfniß; aber o! wie bald wird sie nicht ein Bedürfniß des

Herzens! Dieser Uebergang ist so leicht, so natürlich, so nothwendig, daß man den Ursprung der Geselligkeit nicht leicht in etwas anderem finden kann.

Der Mensch, beseligt durch das Wesen, das ihm die süßeste Wollust zu kosten gab, entfernt sich von ihm nur mit Wehmuth; sucht es unaufhörlich wieder auf, begegnet ihm immer mit neuem Entzücken, heftet sich daran, will sich nicht mehr von ihm trennen; und aus diesem so sanften Bündniß entstehen alle die Verhältnisse des gesellschaftlichen Menschen *).

*) Die Thatsachen, worauf sich diese Behauptungen gründeten, hat der Verfasser weder in Neuholland, noch in Neuseeland, noch in Otaheiti noch in den neuen Hebriden geholt. W.

O Liebe, deren heiliger Nahme so oft entweyht worden ist, Liebe, deren Altäre so oft von der Religion und der Tugend umgestürzt wurden — ohne dich würde der Mensch noch in Wildnissen irren, und weder Tugend noch Glükseligkeit kennen.

Wenn alles den Menschen auf sich selbst einschränkt, so ist es deine Macht, die ihn zu seines gleichen hinreißt, die seine Empfindsamkeit erregt, und in ihm den göttlichen Trieb zum Wolthun, zum Mitleid, und zur Güte belebt *)!

*) Der Autor sezt hinzu: Amour, nous te devons un instinct plus necessaire encor à notre bonheur, à la perfection de notre être. Ich bekenne, daß ich nicht verstehe, was er damit sagen will, und habe diesen Paragraph deswegen ausgestrichen. W.

Was wir Glükseligkeit nennen, was ist es anders als ein reineres, lebhafteres, und ausgedehnteres Gefühl unsers Daseyns? Der Zauber der Liebe ists, der zuerst dem Sterblichen dieses Gefühl gab; dieser göttliche Zauber ist es, der ihn aufs innigste mit dem Gegenstand seiner Zärtlichkeit zusammen schmelzt, ihn zu seinem andern Ich macht, aber zu einem Ich, das er seinem eigenen vorzieht. Auf diese Weise verschönert und verdoppelt diese Empfindung die erhabenste aller natürlichen Neigungen, unser Daseyn. Auf diese Weise vernichtet sie das tödliche Gift alles moralischen Gefühls, jene kalte Selbstsucht, jene Eigenliebe, die dem Hasse so ähnlich sieht, — die das

Herz zusammenzieht, anstatt es zu entfalten, und die, gleich dem Geiz, nur von Unruhen und von Einschränkungen lebt. Auf diese Weise macht diese allzusehr mißkannte Empfindung eine fühlende Seele zu allen Anstrengungen, zu allen Aufopferungen fähig, die immer Ruhm und Tugend verlangen.

Ich vergesse hier die Gefahren keinesweges, womit diese Quelle der reinsten und der liebenswürdigsten Tugenden umgeben ist: allein davon zu reden ist hier der Ort nicht.

Das ärgste was man der Liebe vorwerfen kann, hängt an Umständen, die nichts mit ihr gemein haben, an den Gebrechen unsrer gesellschaftlichen Einrichtungen: gab es nirgends glükliche

Geseze zur Entfernung der Unordnungen, die sie begleiten?

Wären nie keine Liebende gewesen, vielleicht wären auch nie keine Freunde gewesen. Der verborgene, aber oft unwiderstehliche Hang, der einen Mann vielmehr zu diesem als zu einem andern Weibe zieht, sezt noch keine so sehr entwikelte Empfindsamkeit voraus, als die Empfindung jener feinen und zarten Verhältnisse, die uns vielmehr mit diesem als mit einem andern Freunde verknüpfen.

Nur eine durch Liebe erhöhte Seele, däucht mich, konnte aller jener zarten Unterscheidungen fähig seyn, welche die

Freundschaft erwecken, und welche sie allein einflößt *).

*) Man kann mir das Beispiel mehrerer wilden und einiger sehr verfeinerten Nationen entgegenstellen, welche die Leidenschaft der Freundschaft kannten, ohne daß sie einen Begriff von der Leidenschaft der Liebe zu haben schienen. Ich fühle die Stärke des Einwurfs, und hier darf ich nicht alles sagen, was man darauf antworten könnte. Nur bemerke ich, daß bey den Wilden, die immer auf der Jagd, oder im Kriege sind, blos unter Männern ein anhaltendes Verhältniß von Interesse, Gewohnheiten, Neigungen bestehen kann. Die Griechen fuhren auch nach ihrer Polizierung fort, von den Weibern abgesondert zu leben; und man weiß, zu welchen Ausschweifungen das Gefühl der Freundschaft dieses so liebenswürdige, und so verdorbene Volk hinriß. Aber solche Ausnahmen heben, meines Bedünkens, das Resultat meiner Beobachtung nicht auf, die sich auf die einfachste und gemeinste Erfahrung gründet.

Sich in Andern lieben, dieß ist in der That der Unterschied zwischen dem moralischen, und dem wilden oder auf sich selbst eingeschränkten Menschen; dieses göttliche Geheimniß der Menschennatur konnte allein eine Gottheit offenbaren, und diese Gottheit ist die Liebe.

Sich in Andern lieben, dieses einzige Wort erklärt alle Opfer, welche Liebe, Freundschaft, Ruhm, und Vaterland jemals von der menschlichen Schwachheit erhielten.

Gegen ein lebhafteres Gefühl seines Daseyns entschloß man sich, Jahre, ja ein ganzes Leben von weniger lebhaftem Genuß zu vertauschen.

Warum wäre ein so edler Entschluß nicht der höchsten Verehrung würdig, wenn daraus für eine ganze Gesellschaft, ja zuweilen für die ganze Menschheit ein Vortheil entspringt, der nur um diesen Preis zu erhalten war?

* * *

Ich spreche hier von der Religion blos in so fern sie ein natürliches Gefühl ist. Vielleicht würde ich besser thun, sie einen Naturtrieb zu nennen. Genug dieses Gefühl, oder wie man es sonst nennen will, gehört, wie mich dünkt, zu der Natur des Menschen, und findet sich daher bey allen Völkern der Erde. Ich glaube seinen Keim in dem Innersten meines Herzens zu entdecken, gleich unabhängig von allen

Vernunftschlüssen und Zweifeln, die meinen Geist auf diesem ewigen Abgrunde des Nachdenkens und Disputierens hin und her treiben können.

Der roheste Wilde wird niemals von einer großen Natur-Erscheinung, von einem unvorgesehenen Glük oder Unglük lebhaft betroffen, ohne eine Ursache davon aufzusuchen, zu sehen, sich einzubilden, zu fürchten, oder zu verehren; wahr oder nicht, sichtbar oder verborgen, wird sie bald ein Gegenstand seiner Verehrung und Anbetung seyn.

Eine geheime Empfindung unsrer Schwäche und Abhänglichkeit erwekt in uns das Verlangen nach der Hülfe eines Wesens aus einer höheren Ordnung, welchem man ganz natürlich die Macht

und alle die Vollkommenheiten zu=
schreibt, deren Bedürfniß wir fühlen.

Wenn wir mit aller möglichen An=
strengung des Nachdenkens auch zu den
Beweisen des Daseyns eines höchsten
Wesens gelangt sind, so kann doch
vielleicht dieses Wesen nur unter jenen
einfachen und sinnlichen Verhältnissen
für uns da seyn, oder von uns
gedacht werden.

Wie dem auch seyn mag, bleibt es
nicht immer für das Herz des Tugend=
haften ungemein beruhigend, wenn er
sich in die Idee eines Wesens, das alle
mögliche Vollkommenheiten in sich ver=
einigt, einsenkt; wenn er es zum Zeugen
seiner Handlungen, selbst seiner geheim=
sten Gedanken nimmt, und sich oft

erinnert, daß alles von ihm herrührt, um das Uebel desto geduldiger zu ertragen, und das Gute mit lebhafterm und reinerm Danke zu genießen?

Eine zur Gewohnheit gewordene, auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Anbetung des vollkommensten aller Wesen scheint den Menschen über sich selbst zu erheben. Wenn kein Gott wäre, sagt Voltaire, so müßte man einen erdichten *).

Gerade weil die Menschen nie unterließen, sich eine Religion nach ihrer Fantasie zu schaffen, wenn ihnen keine

*) Gut, daß es nicht nöthig ist! Möchte nur die Zerstörung der Götzen, womit sich das arme Menschengeschlecht behilft, leichter zu bewerkstelligen seyn als sie ist!
W.

andere bekannt war, gerade deswegen muß man ihnen eine solche lassen, die, anstatt ihnen Schaden zu thun, vielmehr dazu dient, sie glüklicher und vernünftiger zu machen *).

*) So bald der Unglaube herrschend wurde, folgte ihm fast immer der thörichtste und ausschweifendste Aberglaube. Man beobachte nur in unsern Tagen, wie vielen Anhang sich die Cagliostro's, die Meßmer, die Martinisten, die Swedenborgischen Jünger gemacht haben, und wie leicht ihnen ihr Succeß geworden ist. Aber wie lange wird er dauern? Der Succeß der Vernunft ist unscheinbarer, aber dauerhaft; die Triumfe der Schwärmerey sind wie das berühmte Abderiten-Fieber; es mußte austoben und hörte dann von selbst auf. Man wird es bald müde, nichts mehr zu glauben und die Einbil-

Ich begreife freylich nur gar zu wohl, wie so viele, theils grausame, theils ängstliche Religionen, [oder die beydes zugleich waren, wahren Freunden der Menschheit die Religion überhaupt verhaßt machen konnten: aber wie konnte man vergessen, daß eine einfache und reine Religion die festeste Stüze der menschlichen Schwachheit sey? daß sie die Tugend selbst erhabener und interessanter macht; daß sie die Widerwärtigkeiten versüßt, dem Elend

dungskraft des großen Haufens schweift nicht gern in der Ungewißheit umher; unaufhörlich empfindet sie das Bedürfniß festen Boden unter sich zu haben, das allgewaltige Bedürfniß sich unterwerfen und bezaubern zu lassen. W.

selbst einen übernatürlichen Muth einflößt, und der Hoffnung, dieser ersten und lezten wohlthätigen Täuschung des Lebens, eine Ewigkeit zum Erbtheil anweist?

O ihr erhabene Ideen eines höchsten Wesens und einer ewigen Fortdauer! Was sind gegen euch die bewunderungswürdigsten Verbindungen des Genies, der Wissenschaften, alle Entdekungen, alle Wunder ihrer tiefsinnigsten Rechnungskunst?

Tausendmahl segnete meine Seele den Augenblik, da sich der menschliche Geist bis auf diese unendliche Höhen erhob. So schwach die Strahlen sind, die dieß unermeßliche Licht auf uns herab wirft, so sehen es meine geblen-

deten Augen doch niemals ohne Entzükung von Liebe und Bewunderung. Wäre es doch möglich zu lebhafter Gewißheit über einen Gegenstand zu gelangen, der das Maaß des menschlichen Verstandes so sehr übersteigt! Würde man sie, mit der Aufopferung aller Güter, die wir in dem engen Kreise unsers gegenwärtigen Daseyns hoffen dürfen, zu theuer erkaufen *)?

*) Ist dies unsers Moralisten Ernst? so ist sein Wunsch vielleicht nicht so schwer zu erfüllen. Einer der schönsten Geister und liebenswürdigsten Menschen des berühmten Siecle de Louis XIV, der Verfasser des Telemach, war zu der lebhaften Gewißheit gelangt, die sich unser V. so lebhaft wünschet. Sollte er auf eben dem Wege, den Fenelon einschlug, nicht zu eben demselben Ziele gelangen können? W.

* * *

Vielleicht findet man, daß ich hier noch von andern natürlichen Empfindungen, als von der Schamhaftigkeit, der kindlichen Liebe, der Freiheitsliebe, der Ruhmbegierde, und der Begierde nach Unsterblichkeit hätte reden sollen: aber alle diese Empfindungen, wie natürlich und wahr sie scheinen, lassen sich leicht aus den schon angezeigten entwickeln, oder sind gleich von ihrer Entstehung an durch unsre gesellschaftlichen Anordnungen so modificirt worden, daß es jezt beynahe unmöglich ist, sie in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erkennen. In ganzen Jahrhunderten, bey ganzen Nationen, findet sich kaum eine schwache Spur davon.

Die Schamhaftigkeit ist ohne Zweifel einer der ersten Reize der Liebe; sie verschleyert mit gleicher Sorgfalt, was unsre Begierden vermehren, und was ihren sanften Täuschungen schaden könnte; sie giebt dem schwächern Geschlecht neue Waffen zum Widerstand, um durch diesen Widerstand den Werth eines Triumfs zu erhöhen, der für den Augenblik seiner Ehre nicht mehr kostet als seinem Glüke, aber die freylich durch die Folgen beyden auf die traurigste Art nachtheilig seyn kann. Was darüber ist, scheint von gekünstelten Ideen abzuhängen, die mehr oder weniger klug, mehr oder weniger nüzlich sind.

Wenn die Liebe das erste aller Bande der menschlichen Gesellschaft war, so war die mütterliche Zärtlichkeit das zweyte. Von der Erkenntlichkeit, von der Macht der Gewohnheit erhält die kindliche Liebe ihre gröste Stärke; mischen sich andere Beziehungen darein, z. B. Aehnlichkeit der Züge, der Neigungen, des Geschmaks, so wird dieses Band noch fester geknüpft. Indessen zweifle ich sehr, daß dieses Verhältniß allein dem Einfluß Zeit, der Abwesenheit, und einer Menge anderer Zufälle, welche auch die kleinste Spur desselben auszulöschen fähig sind, sollte widerstehen können.

Was die Uebung unsrer Kräfte verhindern, die Entwicklung unsrer

Fähigkeiten aufhalten, was mit einem Wort, die Empfindung unsrer Existenz, diese erste Quelle aller Glükseligkeit, einschränken kann, alles dieses ist offenbar unsrer Natur zuwider.

Es liegt also in der Natur des Menschen, die Freiheit zu lieben, die ihm den Genuß aller seiner Kräfte verschafft; es liegt in seiner Natur, den Ruhm zu lieben, der seine eigene Meinung von seinen Kräften, durch die Meinung, welche andre davon haben, erhöht; es liegt endlich in seiner Natur, nach der Unsterblichkeit zu verlangen, die dem Gefühl seines Daseyns den ganzen Umfang, und die ganze Dauer giebt, die er mit seinen Wünschen umspannen kann.

Bisher habe ich nur die Regungen meines Herzens zu Rathe gezogen: nun werde ich ihre Uebereinstimmung mit dem Lichte meiner Vernunft zu suchen bedacht seyn.

7.

Moral der Vernunft.

Das sicherste Merkmal, daß ein Prinzip wirklich zu den allgemeinen Grundwahrheiten gehöre, die unserm Geiste das beruhigende Gefühl der Gewißheit geben, ist wohl dieses, wenn wir es immer gleich richtig befinden, auf was für einen Gegenstand unsrer Gedanken, unsrer Berechnungen, oder unsrer Neigungen wir es nur immer anwenden mögen.

Nun sehe ich keines, dem dieser Charakter augenscheinlicher zukomme, als das Prinzip der Ordnung. Diese Uebereinstimmung aller Theile, die ein

schönes und regelmäßiges Ganzes aus ihnen macht, bey dessen Anschauen wir fühlen, es sey gerade das und weder mehr noch weniger als was es seyn soll; diese Uebereinstimmung ist die Vollkommenheit, die wir in den Werken der Natur und der Kunst suchen; diese Uebereinstimmung ist die Wahrheit, die wir in unsern Gedanken und in unsern Berechnungen suchen; sie ist die Schönheit, die unsre Wünsche und Neigungen fesselt, sie ist endlich auch die Quelle jener moralischen Güte, die dermalen der Gegenstand unsers Nachforschens ist.

Aristoteles, Horaz, und alle, die nach ihrem Beyspiel die Theorie der

schönen Künste behandelten, nahmen zum Grundsaz an: daß ein Werk nur in so fern schön sey, als es Eins ist, d. i. als alle seine Theile durch einen glüklichen Zusammenklang übereinstimmen, um ein einziges Ganzes daraus zu machen.

Gleicherweise sagten Marc-Aurel und Epiktet: ein Mensch ist nur so fern gut, als er Eins ist, d. i. als er mit sich selbst übereinstimmt.

Dieser Grundsaz von Zusammenstimmung, von Vereinigung des Mannichfaltigen findet sich also allenthalben.

Was ist nun ein Mensch, der mit sich selbst übereinstimmt?

Es ist ein Mensch, dessen Kräfte und Fähigkeiten alle in gehörigem Verhältniß zu einander stehen; dessen Handlungen, Gedanken, Gewohnheiten, alle auf den gleichen Endzwek, auf die **Erhaltung und Vervollkommnung seines Wesens** gerichtet sind.

Dieser lezte Gesichtspunkt scheint mir um so viel richtiger, da sich der Mensch, vermöge seiner Natur, in einer unaufhörlichen Bewegung befindet, die in ihrem Fortgange nothwendig entweder auf seine Zerstörung oder auf seine Vervollkommnung losarbeitet.

Unter allen uns bekannten Wesen ist der Mensch ohne Widerrede dasjenige, welches sich auf die merklichste

und auffallendeste Weise veredeln oder verschlimmern kann.

Es giebt keine Tugenden, (ich rede hier nicht von denjenigen, die es nur durch Verabredung sind, und bloß an einem gewissen besondern System der bürgerlichen oder religiösen Gesezgebung hangen), es giebt also keine natürliche Tugend, die nicht zur Erhaltung und Vervollkommnung unsers Wesens beytrage: und eben so giebt es kein Laster, dessen Angewöhnung nicht wenigstens irgend eine unsrer Fähigkeiten herabwürdige oder beschädige.

Einer der ersten Punkte der Moral der Vernunft bestehet also in der Auffindung und Festsezung des richtigen Verhältnisses zwischen dem Maße unsrer

Kräfte, und der Anwendung derselben, die zu ihrer Erhaltung und ihrem Wachsthum erfoderlich sind.

Wenn wir von unsern Kräften nicht die ganze Anwendung machen, die wir ohne übermäßige Anstrengung und Erschöpfung *) davon machen könnten, so werden sie sich unvermerkt vermindern, und endlich gänzlich verlieren.

Viele Menschen mißbrauchen frühzeitig einen Theil ihrer Kräfte, und die daher entstehende Erschöpfung hat bald

*) Der Text sagt, sans fatigue et sans effort, und sagt damit viel weniger, als der Verfasser (wie gleich aus dem folgenden erhellet) sagen wollte. Ohne Ermüdung, ohne Anstrengung würden wir nur sehr wenig, und unendlich mal weniger thun als wir sollen.
W.

einen nachtheiligen Einfluß auf die ganze Organisation der Maschine: aber es giebt, däucht mich, sehr Wenige, die so weit gehen, als die ganze Summe ihrer Kräfte erlauben würde, und dieß ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Ursachen von der Abnahme und Ausartung des Menschengeschlechts, von der Art der Kindheit, in die wir es, so zu sagen, in seinem zunehmenden Alter vor der Zeit gerathen sehen.

Man gebe eine Arbeit, irgend eine Uebung, welche es sey, einen Augenblik zuvor auf, eh man sich abgemattet fühlt; man gehe jeden Tag einige Schritte weiter, so wie man merkt, daß die Kräfte zunehmen, und man wird es nach einiger Zeit auf einen

Grad gebracht haben, dessen Erreichung man niemals hätte hoffen dürfen, wenn man den Raum zwischen dem Punkt, von dem man ausgieng, und dem, wohin man gelangt ist, mit Einem Blik ausmißt *).

*) Einen der treffendsten Beweise der unglaublichen Fortschritte der menschlichen Kräfte, wenn ihre Uebung stuffenweise und anhaltend fortgeht, geben uns die alten Griechen in dem, was sie uns von ihren Athleten erzählen, und noch heutiges Tages unsere Luftspringer, Seiltänzer, und andre Künstler dieses Gelichters. Sehen wir nicht Wunder von Stärke und Beschwerlichkeit durch die niedrigsten Menschen bewerkstelliget, weil man von ihrer früheſten Kindheit auf die ganze Kraft ihrer Muskeln, die ganze Biegsamkeit ihrer Bewegungen, und die ganze Geduld ihrer Aufmerksamkeit auf dieses Ziel richtete.

Wie viele Menschen gleichen nicht jenem Herzog von Olonne, der eine Wette eingieng, daß er den Teich in den Tüilerien ganz durchwaten wollte, und wie er die Mitte erreicht hatte, lieber die Wette verlohren gab, als bis zum entgegengesezten Stand hinüber zu waten.

Ich sagte, es existiere unter den verschiedenen Fähigkeiten unsers Wesens eine gewisse Beziehung, ohne die der Mensch die moralische Güte nicht erreichen könne, welche die größte Vollkommenheit seiner Natur ausmacht. Dieser Grundsaz erfordert einige Entwicklung.

Wenn unsre Urtheilskraft mit unserm Gedächtniß nicht in gleichem

Verhältnisse steht, d. i. wenn unser Vermögen die Wahrheit und Richtigkeit der Beziehungen zu fassen, nicht die gehörige Stärke und Ausdehnung hat, um auf die Mannichfaltigkeit und Menge unsrer Vorstellungen gehörig zu wirken *), so ist klar, daß wir uns zu tausend Irrthümern und Vorurtheilen aller Arten hinreißen lassen werden. Wenn unser Geschmak mit unsrer Einbildungskraft nicht in gleichem Verhältnisse steht, d. i. wenn unser Vermögen, das Uebereinstimmende und

*) Das heißt, denke ich, wenn unser Kopf mit einer Menge verworrener, ungeprüfter, unverdauter, übel zusammenhangender, auf blinden Glauben angenommener Phantomen von Begriffen und Thatsachen angefüllt ist. W.

Schickliche in den Bildern, die uns die Erinnerung empfangner sinnlicher Eindrüke darbietet, einzusehen, weder die nöthige Stärke noch Ausdehnung hat, um auf die Mannichfaltigkeit und Menge dieser Bilder gehörig zu wirken, so ist klar, daß wir uns durch ungereimte Phantasien, Flitterwitz, und unächte Schönheiten aller Arten werden blenden lassen.

Wenn die Festigkeit des Muths über die Empfindsamkeit *) immer den Sieg davon trägt: so ist zu besorgen,

*) Das Wort Empfindsamkeit (welches bey uns seit einigen Jahren häufig, aber unrecht, mit Empfindeley vermengt wird) hat in dieser Schrift immer die Bedeutung des französ. Wortes sensibilité. W.

daß sie in Wildheit ausarte; wenn hingegen die Empfindsamkeit zu groß ist, so ist eben so sehr zu befürchten, daß sie zu Schwachheit werde. Wenn unsre Begierden mit unsern Kräften nicht im Ebenmaß stehen, so leiden wir entweder die Qualen der Unruhe, oder schmachten in Gleichgültigkeit und lange Weile. Das richtige Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Fähigkeiten unsers Wesens ist es also, was die Vollkommenheit des Ganzen zuwege bringt, und indem es einer jeden den gehörigen Grad von Wirksamkeit läßt, das Spiel derselben erleichtert, und sie alle auf Einen Punkt wirken macht, mit Einem Worte, es ist die metaphysische Vollkommenheit des Menschen.

Wenn man im Laufe aller Jahrhunderte, welche die Geschichte der Menschheit umfaßt, nur eine kleine Zahl von Sterblichen finden kann, die jenen höchsten Grad, und welchen die Natur selbst unsern geistigen Kräften zum Ziele gesezt hat, erreicht haben: so giebt es vielleicht noch wenigere, deren bis auf den höchsten Punkt entwickelte Fähigkeiten einander immer dieses Gleichgewicht gehalten hätten, das wir als das Ideal aller menschlichen Vollkommenheit betrachten *).

Die Kette der physischen und moralischen Umstände, drükt sieben achtel

*) Warum nicht lieber gerade herausgesagt: es hat nie einen ganz vollkommnen Menschen gegeben? W.

Theile des Menschengeschlechts so schwer, daß sie der Entwicklung ihrer meisten Fähigkeiten, ein unübersteigliches Hinderniß entgegensezt; die Hülfe, die unsre gesellschaftlichen Veranstaltungen uns darbieten, begünstiget die Entwickelung einiger von unsern Fähigkeiten selten anders als auf Kosten aller übrigen.

Bey diesen nur allzu unwidersprechlichen Bemerkungen bleiben uns nur zwey tröstende Vorstellungen übrig: die erste, je weniger sich unsre Fähigkeiten entwickeln, um so leichter entsteht unter denselben jenes zu ihrer Erhaltung so nothwendige Gleichgewicht; daher in den niedrigern Ständen der Menschen, mehr Gelassenheit, weniger Unruhen,

weniger eingebildete Leiden, die doch unter allen die empfindlichsten sind.

Ein andrer Grund, uns über die ungleichen Fortschritte der Menschen im gesellschaftlichen Leben zu beruhigen, liegt in der Stelle, die sie darin einnehmen. Freylich wird hier ein Spiel gespielt, dessen Würfe weder sehr gerecht noch sehr billig sind; indessen ist auch wieder wahr, daß überhaupt das, was die Umstände dem einen Gliede der Gesellschaft verweigern, leicht durch die Mittel, die dem andern in Ueberfluß zu Theil geworden sind, ersezt werden kann. Aus diesen so mannichfaltigen Combinationen der Vortheile und Bedürfnisse entstehet eine Hauptmasse von Kräften, von Reichthum, von Kennt-

nissen, Talenten, u. s. w. wo jeder, mit mehr oder weniger Vortheil, für das, was er zu viel hat, das Unentbehrlichste wenigstens von dem, was ihm mangelt, eintauschen kann.

Die besteingerichtete Gesellschaft ist vielleicht die, worin diese Art Austauschung mit der meisten Gerechtigkeit, Bequemlichkeit und Redlichkeit vor sich geht.

Für den Menschen, der ein Vaterland hat, ist kein ander Gesez, keine andre Sittenlehre, als unumschränkter Gehorsam gegen die Geseze seines Vaterlandes; er gehört nicht mehr sich selbst an; seine Erhaltung, sein Glük hängen von der Erhaltung und dem Wohlstand seines Landes ab: alles hat

er vom Vaterland; ihm ist er alles schuldig, alles führt er auf dasselbe zurück; ob das, was ihm das Vaterland befiehlt, recht oder unrecht sey, ist nicht seine Sache; er hat kein Gewissen für sich, und bey ihm hat das Vaterland immer recht *).

Diese Art zu seyn, dieser Sieg der Gesezgebung über die Natur bringt ohne

*) So verstehe ich die räthselhaft ausgedrükte Proposition: et c'est, si j'ose m'exprimer ainsi, la conscience publique qui répond de la sienne; und kann ihr wenigstens keinen andern Sinn geben. Uebrigens hat der V. seinen Begriff vom Vaterlande ohne alle Noth von dem alten Sparta oder Rom, oder wohl gar von Platons Republik abstrahirt. Es giebt keine bürgerliche Gesellschaft ohne Gesetze, und wer unter Gesetzen lebt, die ihn (mehr oder weniger)

Zweifel große Tugenden hervor; so groß aber die Bewunderung seyn mag, die mir diese Tugenden einflößen, so denke ich mir doch eine Verfassung der Gesellschaft, die ich dieser vorziehe, weil ich sie dem allgemeinen Glük der Menschheit, der Entwickelung aller Kräfte und aller Kenntnisse für zuträglicher halte, — und das ist derjenige Zustand, wo das Glük des Staats, auf weise Geseze, und auf eine große Macht zugleich gegründet, weniger Opfer fordert, weil sie ihm nicht so

bey seinem Eigenthum und bey seinen Rechten schützen, der hat ein Vaterland, und in so fern ist alles, was der V. hier sagt, wider seine Absicht auf den Bürger eines jeden Staats anwendbar. W.

nothwendig sind, und dem einzelnen Menschen ein größeres Maaß einer Freiheit gestattet, deren Mißbräuche selbst aufhören gefährlich zu seyn.

Hier ist es, wo weislich combinirte öffentliche Anstalten, anstatt den Geist, die Talente, das Genie zu fesseln, ihnen vielmehr Aufmunterung und Hülfsquellen im Ueberfluß darbieten. Hier hat der Mensch zu gleicher Zeit den vollen Gebrauch aller seiner natürlichen sowohl als jener erkünstelten Kräfte, welche, so wie sie aus dem gesellschaftlichen Einfluß entspringen, ihn hinwieder in beständiger Lebhaftigkeit erhalten und unaufhörlich die Anspannung und Thätigkeit aller individuellen Fähigkeiten erhöhen.

So vielen Reiz auch die Beredsamkeit des berühmten Genfer Bürgers über seine vergeblichen Deklamationen gegen die Verdorbenheit des Jahrhunderts auszugießen wußte, so ist es doch endlich einmal Zeit, sie empfindelnden oder fanatischen Poeten, und jenen finstern Philosophen zu überlassen, die der Barbarey so würdig sind, die sie zurükwünschen.

Der Mensch kann sich nicht mehr als ein abgesondertes Wesen betrachten; seine moralische Existenz hängt von den Beziehungen mit seines gleichen ab; und diese Existenz kann mitten in unsern großen Gesellschaften weit glüklicher seyn, als sonst irgendwo, in so fern der Mensch jenen Trieb nach Vollkom-

menheit beibehält, auf dessen Erwekung, Befriedigung und Erhaltung jede gesellschaftliche Einrichtung abzielt.

Das erste Mittel, dem, was wir der Gesellschaft schuldig sind, ein Genüge zu leisten, ist ohne Zweifel die Erwerbung uns erreichbarer Vollkommenheiten; dieser Grundsaz stimmt mit dem Wunsch der Natur, und mit allen Berechnungen des persönlichen Vortheils zusammen.

Das zweite Mittel, eine so heilige Schuld zu bezahlen, ist die Anwendung der erlangten Kräfte und Eigenschaften zum Dienste der andern.

Auch dieser Grundsaz stimmt mit dem Wunsche der Natur überein, mit jenem sympathetischen Gefühle, das

tief in unserm Herzen liegt und unter allen moralischen Empfindungen die erste Stelle einnimmt.

Die Pflicht, sich der gesezmäßigen Ordnung zu unterwerfen, oder den Vortheilen zu entsagen, die sie uns gewährt, sie so lange zu respectieren, als man die Urheber und Gewährleister des Gesetzes nicht zu Einführung einer andern bewogen hat, ist, däucht mich, ein dritter Grundsaz, den man nur auszusprechen braucht, um seine Evidenz anschaulich zu machen: und auf diesen drey Grundsäzen beruhet, denke ich, die ganze Sittenlehre des gesellschaftlichen Menschen.

Ich will zugeben, daß man sich eine Möglichkeit einbilden kann, wie ein

großer Theil der Fähigkeiten des moralischen Menschen sich selbst im Schoße der tiefsten Einsamkeit entwickeln könne; aber wenn wir auch eine so romanhafte und unwahrscheinliche Voraussezung gelten ließen, so wird man uns doch dieses nicht läugnen können, daß eine gewisse Springfeder der Thätigkeit und Vervollkommnung in uns liegt, die nur im gesellschaftlichen Zustande spielen kann, die Gewalt nemlich der öffentlichen Meinung von uns, diese zauberische Gewalt, die selbst im Schoße der gefährlichsten Laster und Leidenschaften schon so viele Tugenden, so viele große Gedanken, so viele schöne Thaten aufkeimen ließ.

Auch die Täuschung dieser Zauberkraft hängt an einem sehr natür-

lichen Gefühl, nemlich an jenem Bedürfniß, unser Daseyn auszudehnen, seine Dauer zu verlängern, seine Schranken zu erweitern. Es ist leicht einzusehen, daß der Mensch nie hoffen darf, einzeln und sich allein überlassen so weit zu kommen, als ihn die Schwungkraft der öffentlichen Meinung tragen kann. Durch sie lebt er in den andern, sie unterwirft gewissermaßen seinem Geiste die entferntesten Geister, Zeiten und Orte; Ja, sie bringt ihn dahin, wenn es seyn muß, sich selbst aufzuopfern, wärs auch nur, um einen Augenblik das Gefühl der höchsten Existenz zu genießen, die er mit seinen Wünschen erreichen kann.

Ich nehme hier bloß deswegen die vorzüglichsten Menschen zum Beyspiel, um meine Idee desto lebhafter auszudrücken: aber auch auf alltägliche Menschen angewandt, ist sie nicht weniger wahr.

Was man nicht für den Beyfall entfernter Jahrhunderte thut, das thut man für den Beyfall seiner Stadt, seines Bezirks, seines Hauses, seiner engsten Gesellschaft; aber immer aus demselben Beweggrunde. Die Meinung derjenigen, die uns umgeben, macht einen wesentlichen Theil unsrer Existenz aus; wirklich vermehrt oder vermindert sie unsre Kräfte, unsre wohlthätige oder übelthätige Wirksamkeit; und vielleicht ist das gröste Unrecht,

das der Mensch in der Gesellschaft haben kann, wenn er die öffentliche Meinung nicht als den Schuzgeist seines Glüks und seiner Sicherheit ehrt. In dieser Rüksicht ist das Bestreben nach Glüksgütern, nach Erhaltung und Vermehrung derselben, eine der nothwendigsten Pflichten des Menschen, der alles das Gute thun will, das von ihm abhängt. Gute Glüksumstände und die öffentliche Achtung sind in der That für den Menschen, der in der Gesellschaft lebt, was für den Wilden Behendigkeit und Stärke des Körpers sind.

Alle Leidenschaften, wenn sie weder die öffentliche Ordnung noch die innere Ordnung unsers Wesens stören, sind Wohlthaten der Natur, sind die Quellen

der Bewegung, die auch der moralischen Welt, wie der physischen, Leben und Wärme mittheilt. So wie es keine Leidenschaft giebt, die nicht unsre Ruhe und unser Glük stören könnte: so giebt es auch keine, die nicht gefährlich würde, so bald sie sich der Herrschaft entzieht, die unsre Vernunft über alle unsre Neigungen behaupten soll. Sich selbst immer in seiner eignen Gewalt zu haben, ist ohne Zweifel das gröste Studium der Menschen, das schwerste, wenn man sich zu spät damit abgiebt, aber gewiß immer das wesentlichste.

Sich eine große Gegenwart des Geistes angewöhnen, sich seinen Vorstellungen und Ideen nicht sorglos überlassen, ihnen nachgehen, sie behorchen,

ihnen zuvorkommen, sie leiten, oft seine unschuldigsten Fantasien unterdrüken, seinen gleichgültigsten Angewohnheiten zuwider handeln, seine Urtheilskraft durch Nachdenken stärken, und immer in die ersten Eindrüke und Wahrnehmungen Mißtrauen sezen, immer ohne vorgefaßte Meinung und ohne Leichtsinn seinen Geist für eine andere Beleuchtung des Gegenstandes oder bessere Belehrung offen behalten, seinen Charakter fleißig üben, bald schwerere bald leichtere Siege über die Neigungen und Launen, die ihm zu Kopfe wachsen möchten, davon zu tragen; in dem Augenblike der Ruhe öfters auf die vergangenen Eindrüke zurükkommen, um sie desto besser zu prüfen,

ihre Folgen zu berechnen, sie mit mehr Mäßigung zu genießen, oder auch ihnen gänzlich zu entsagen; immer mit sich selbst in einer Art von Krieg begriffen seyn, und dasjenige in seinem Innern thun, was ein guter Bürger zur Behauptung der Freiheit im Staat thut; — alles dieses sind freylich gute Räthe, die man schon oft von dem Moralisten gehört hat: aber darum sind sie nichts desto weniger nüzlich, und, um sie zu befolgen, bedarf es sicherlich nur, recht ernstlich zu wollen.

8.

Gewissen, Nachreue.

Der unbestimmte Begriff, den man zu oft mit den Ausdrüken Gewissensruhe und Gewissensbisse verbindet, hindert mich sie zu gebrauchen.

Das Gewissen ist nichts anders als die innere Empfindung von dem, was sich für die Natur unsers Wesens schikt oder nicht schikt.

Ein Gewissensbiß ist nichts anders als die drükende Empfindung des Uebels, das wir uns selbst oder andern zugefügt haben *).

*) Durch unsre Schuld, muß hinzugesezt werden; denn wer z. B. das Unglük

Was diese Empfindung unterscheidet, was sie unstreitig zu einer von den Haupttriebfedern der Moralität macht, ist ihre Stärke, ihre Macht und ihre lange Dauer. Sie herrscht über die ihr entgegengesetzesten Leidenschaften, widersteht ihren Ausbrüchen, störet ihren lebhaften Genuß, verräth wider unsern Willen unser angelegenstes Interesse, und verlängert oft bis an unser Lebensziel die traurigen Folgen eines einzigen Augenbliks von Schwäche und Vergessen unsrer Selbst; sie ist ein

gehabt hätte, unvorsezlich, und ohne sich der geringsten Unvorsichtigkeit anklagen zu können, einen Menschen beschädiget oder gar ums Leben gebracht zu haben, würde sehr drückende Empfindungen, aber keine Gewissensbisse deswegen fühlen. W.

zerstörendes Gift, das mehr oder weniger schnell wirkt; die Länge der Zeit, die Entfernung des Ortes kann es allerdings schwächen oder unterbrechen: aber nur neue Anstrengungen der Tugend und eine lange Folge guter Handlungen sind ein sichres Mittel gegen die Verwüstungen, die es in unsrem Wesen anrichten kann.

Ich zweifle, ob es jemals einen so verdorbenen Menschen gegeben hat, dem die Macht dieser Empfindung ganz unbekannt gewesen wäre. War jemals ein solcher, oder ist noch ein solcher, was würde diese Ausnahme beweisen?

Ich begreife sehr wohl, wie dieselbe Handlung, die bey mir mit ewiger Nachreue begleitet seyn würde, einen

andern im geringsten nicht beunruhigen könnte; habe ich aber nicht hievon den wahren Grund angegeben? Was auf die Natur meines Wesens den lebhaftesten Eindruk macht, kann vielleicht nicht das geringste auf einen andern vermögen; was meine Einbildungskraft zu verrücken im Stande ist, verwirrt vielleicht eine andre nicht im geringsten; was die Stärke der Leidenschaften von einem andern fodert, würde mich um alle Ruhe meines Lebens bringen; was bey jenem nur vorübergehende Fantasie ist, könnte bey mir unwiderstehlicher Hang werden. Wem ein in seiner Art vielleicht einziger Zusammenfluß von Umständen ein Schlachtopfer abfoderte, wird der wohl

die nemliche Nachreue empfinden, wie derjenige, der ohne so dringende Beweggründe und ohne dieselbe Entschuldigung, die nemliche Handlung begienge?

Wenn ein Staatsverbrechen weniger als jedes andere verhaßt ist, so liegt die Ursache nicht blos in der Größe des Interesse, wodurch man dazu getrieben wurde, sondern auch in der Betrachtung, daß eine solche That, da sie, so zu sagen, außerhalb des gewöhnlichen Kreises des Lebens liegt, nicht den nemlichen Einfluß auf unsre Gesinnungen hat, wie eine That, die von unsren gewohnten Beziehungen abhängt *).

*) Es lassen sich hievon noch andere Ursachen angeben, die sich auf die Verfassung des

Laßt uns immer aufrichtig zu Werke gehen; die nemliche Handlung, die für euch und für euern Freund von den verdrießlichsten Folgen war, beging ich vor euch; wenn ich gleich dem Schein nach mich den nemlichen Gefahren aussezte, so entstand für mich nichts nachtheiliges daraus. Ich kann mir nicht

Staats, die Rolle, die der Staatsverbrecher darin spielte, die besondern Umstände der Zeit, z. B. die Trennung des Staats in mächtige Partheyen, die Größe der Beschwerden, welche die Nation oder die Classe, wozu der Staatsverbrecher gehörte, über die Regierung zu führen hatten, u. s. w. beziehen, und eben dieselbe Handlung, die als Staatsverbrechen bestraft worden ist, in diesem oder einem andern Lande, unter diesen oder andern Umständen, mehr oder weniger verhaßt machen. W.

verbergen, daß ich gefehlt habe wie ihr: aber werde ich mir deswegen eben so lebhafte Vorwürfe machen? Gewiß nicht; und ohne Zweifel ist dies ein sehr siegreicher Beweis, daß die Gewissensbisse in der That nichts anders sind, als das drükende Gefühl des Uebels, das wir uns selbst oder andern zugefügt haben.

Ich bin weit entfernt, daraus die Folgerung zu ziehen, daß es böse Handlungen gebe, die nicht mit Gewissensbissen begleitet sind. Auch ohne wirklich schädliche Folgen würdiget uns eine an sich selbst böse Handlung allezeit in unsern eignen Augen herab, und diese Empfindung ist immer mit Unruhe und Beschämung verbunden.

Ich kenne, dem Himmel sey Dank, die Peinigungen der Nachreue sehr wenig aus eigener Erfahrung, und doch habe ich noch nie vergessen, daß ich in meiner Kindheit durch Liebkosungen und Ungestüm von einer meiner Schwestern eine Gefälligkeit erpreßte, die ihre Gesundheit in die größte Gefahr sezte; glüklicher Weise hatte die außerordentliche Beschwerlichkeit, die sie auf sich nahm, um mir eine kleine Unbehaglichkeit zu ersparen, die Folgen nicht, die sie hätte haben können; aber so sehr ich damals noch Kind war, so beunruhigte ich mich doch sehr lebhaft darüber; ich fühlte wie grausam mein kleines Ich gewesen war, und noch izt leide ich bey der Erinnerung daran,

und alles was ich für diese geliebte Schwester immer thun kann, wird niemals eine meinem Herzen genugthuende Vergütung dafür seyn. *).

*) Wen die Natur mit einem so zarten, richtigen und tiefen Gefühl begabt hat, der hat allerdings einen angebohrnen Beruf, ein Lehrer der Moral der Natur zu seyn. W.

9.

Ueberzeugung.

Nur eine lebhafte und wiederholte Ueberzeugung hat Einfluß auf unsre Handlungen und Empfindungen.

Da es keineswegs von uns abhängt, zu glauben oder nicht zu glauben; so ist ohne Zweifel, eigentlich zu reden, die Ueberzeugung keine Gemüthslage, in die wir uns nach Willkühr versezen können. Ist es aber darum weniger wahr, daß wir durch anhaltendes Forschen und Nachdenken zu einer mehr oder weniger klaren Einsicht der Wahrheiten, an deren Kenntniß uns viel gelegen ist, kommen können? Ist es

weniger wahr, daß, so bald wir irgend eine Wahrheit erkannt haben, wir sie nur in so fern mit einer mehr oder weniger tiefen Zuversicht umfassen, je mehr sie uns interessant ist, je sorgfältiger wir uns ihrer erinnern, kurz je anhaltender die Aufmerksamkeit ist, mit der wir sie zum Gegenstand unsrer Anstrengung, unsrer Betrachtungen, und unsrer Liebe machen?

Ohne also fruchtlos unsern Glauben fesseln, und über unsre Gedanken eine schimärische Gewalt ausüben zu wollen, ist es doch nicht unmöglich, daß wir unsre Seele zur Ueberzeugung disponiren, noch weniger unmöglich, daß wir die durch Studium und Nachdenken erworbene Ueberzeugung auf einen

höhern Grad der Energie und Wirksamkeit treiben, und ihr eben dadurch einen wesentlichern und dauerhaftern Einfluß verschaffen.

Wie unendlich groß ist noch der Abstand zwischen einem Menschen, der die Tugend aufs vollkommenste kennt, und demjenigen, bey dem es zur süßen Gewohnheit geworden, sie zu lieben, und an sie zu glauben!

10.

Fähigkeit der Vervollkommung.

Augenscheinlich ist der Mensch, so wohl durch die ganze Einrichtung seiner Organisation, als durch den glüklichen Gebrauch seiner Kräfte und Einsichten, den er der Gesellschaft und der Erfahrung zu danken hat, allen andern Thieren unendlich überlegen. Wovon hängt denn dieser Grad der Vervollkommung ab, der dem Menschen unter zwey sehr auffallenden Bestimmungen eigen ist*),

*) Der Autor sagt, zu seyn scheint: aber es ist wohl nichts ausgemachter als der wesentliche Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Perfectibilität. W.

nemlich, daß das Ziel des Fortschritts bey uns zugleich unbestimmter und entfernter, und der Fortschritt selbst unmerklicher und langsamer ist als bey den Thieren. Sollte nicht der außerordentliche Unterschied, den man im Wachsthum aller anderer Thiere bemerken kann, schon allein hinreichen, diese Aufgabe aufzulösen? Von allen organisirten Wesen ist der Mensch unstreitig dasjenige, dessen Kräfte am langsamsten wachsen und zunehmen. Die eine Hälfte der Zeit, die ihm für den engen Kreis seines Daseyns angewiesen ist, braucht er zum Werden, und die andre Hälfte zum Sterben *).

*) Was bliebe ihm dann zum Leben übrig? W.

Das Ziel der Vollkommenheit, das er zu erreichen hoffen darf, ohne daß es mit äußerster Genauigkeit bestimmt werden kann, ist bis auf einen gewissen Grad eben dasselbe für das ganze Geschlecht wie für den einzeln Menschen; ist dieser Grad erreicht, so erfolgt nothwendig entweder Stillstehen, oder Herabsinken. Was schließen wir hieraus? Daß der Mensch von allen organischen Zusammensezungen die sinnreichste, die verwikelteste, die vollkommenste, aber eben deswegen auch die feinste, die gebrechlichste, und diejenige sey, die sich am langsamsten bildet. Die große Weichheit der Fibern während einer so langen Dauer der Kindheit, der stufenweis gehende aber

unmerkbare und langsame Fortschritt seines Wachsthums machen ihn ohne Zweifel geschikter, als irgend ein anderes Thier, die verschiedenen Gestalten und Modifikationen anzunehmen, deren seine Natur fähig ist; sie machen ihn also geschikter, als irgend ein anderes Thier, an den Vortheilen und Nachtheilen der Erziehung und der Gesellschaft Antheil zu nehmen.

Mir scheint der Abbé Galiani recht zu haben, wenn er sagt: daß die meisten Thiere ein gewisses Hauptorgan haben, das sie unterjocht, und ihren Instinct ausschließend bestimmt; nur glaube ich diese Regel sey nicht ohne Ausnahme, und ich weiß in der That nicht, ob nicht die meisten Menschen

auch in dieser Rücksicht den Thieren sehr ähnlich seyn würden, wenn sie vereinzelt in Wäldern wohnten *). So viel ist gewiß, daß es selbst noch izt, so weit uns unsre gesellschaftliche Einrichtungen von der primitiven Natur entfernt haben, Menschen genug giebt,

*) Der A. sagt: s'ils fussent demeurés isolés dans les forêts, und sezt damit als Thatsache voraus, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Menschen nach thierischer Weise in Wäldern gelebt hätten. Mir ist kein tauglicher Beweis dieser angeblichen Thatsache bekannt; aber das weiß ich sehr gut, daß vereinzelnde Waldmenschen (die Rede ist nicht von menschenähnlichen Affen) eine sehr armselige Art von Thieren wären, und leichter in wenig Generationen in wirkliche Thiere ausarten als sich zu wirklichen Menschen veredeln würden. W.

die durch einen unüberwindlichen Hang bestimmt werden, sich auf einen einzigen Gegenstand zu legen, und zur Beschäftigung mit einem andern ganz unfähig seyn werden. Wie hätte La Fontaine nicht Fabeln und Erzählungen machen, wie hätte Geßner nicht Idyllen dichten — oder mahlen sollen?

11.

Liebe.

Viele verständige oder witzige Leute sind der Meynung, und sogar ein großer Philosoph *) hat es gesagt, daß an der Liebe nichts gut sey, als das Physische, das Moralische hingegen nichts tauge.

Wollen wir nicht etwa auch, mit andern Philosophen, behaupten, der Mensch habe aufgehört glüklich zu seyn, seitdem er nicht mehr auf vier Füßen gehe?

Freylich, je einfacher und beschränkter unser Genuß ist, desto weniger

*) Büffon, vermuthlich. W.

leiden wir die Qual der Bedürfnisse, desto leichter wird uns ihre Befriedigung.

Wie darf man aber einem Menschen von Gefühl den Vorschlag thun, den süßesten Regungen des Herzens und der Einbildungskraft — aus Weisheit zu entsagen? Und warum soll gerade das einzige von unsern sinnlichen Bedürfnissen, welches derselben fähig ist, ihrer beraubt seyn? Die Liebe selbst ist die Erzeugerin dieser Regungen gewesen; ohne sie wären sie wenigstens nie im Menschen entwickelt worden. Was hälfe es ihm, ein Herz und eine Einbildungskraft zu haben, wäre es nicht um desto besser zu lieben?

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Daß moralische Ideen, mit den Täuschungen der Liebe vereinigt, dieser Leidenschaft einen hohen Schwung, ihr oft zuviel Heftigkeit und Gewalt gegeben, ist dies ein Grund, aller der edeln Aufopferungen zu vergessen, welche diese Leidenschaft aus Ehrfurcht für eben diese moralischen Ideen, die ihr so viel Reiz und Zauber leihen, sich selbst auferlegt?

Ein aus Gefühl moralischer Mann, ohne Glauben an die Religion, an die Liebe und an die Weiber, ist eine große Seltenheit.

Ich kann mir keine glüklichere Existenz denken, als das eheliche Leben, wenn Liebe die Wahl geleitet hat, wenn Hochachtung sie rechtfertigt, wenn das

reinste Zutrauen allen Verdacht und Zwang entfernt, wenn Uebereinstimmung der Denkart, des Geschmaks, aller Empfindungen und Neigungen des Herzens dieses Band immer fester knüpfen, und ihm täglich neues, lebhafteres, zärtlicheres, sanfteres Interesse geben.

Aber warum unser Herz mit mehr Ketten beladen, als es ertragen kann? Wozu die freyeste, die heiligste aller Verbindungen mit Gewalt verlängern, wo ihr die Natur selbst ein mehr oder weniger entfernteres Ziel vorschrieb? Wie will man die Menschen an der Uebertretung einer Einrichtung verhindern, die so bald sie über ihr Ziel hinausgeht, selbst ein noch heiligeres

Gesez überschreitet, das Gesez der Natur und der Empfindung? Die eine Verbindung kann bis zum lezten Lebenshauch dauren, eine andere, wiewohl sie anfangs eben so vernunftmäßig schien, wird bey weitem nicht diese Dauer haben. Gut und gerecht zu seyn, oder eher zu sterben, dieß ist alles, was man versprechen soll, und mehr nicht*).

*) Die französischen Philosophen haben uns die in diesem Paragraph erneuerte Wehklage schon oft genug hören lassen; aber sie geht, in so fern sie Grund hat, bloß gegen Ehegeseze, die sich auf den Glauben, daß die Ehe ein Sacrament sey, beziehen. Uebrigens ist es leichter, das Unschikliche und Ungemächliche an den Gesezen zu tadeln, als bessere zu machen. W.

12.

Eifersucht.

Die Eifersucht ist unter den Leidenschaften, was die Wuth unter den Krankheiten, die unbegreiflichste in ihrem Grunde, die unheilbarste, die schreklichste in ihren Wirkungen.

Ich erinnre mich nicht, jemals eine so elende Existenz gehabt zu haben, als in der Zeit, da ich einen Anfall von dieser grausamen Hirnwuth hatte; um ihrer los zu werden, entschloß ich mich zur gefährlichsten aller Aufopferungen, und ich würde über dieses Geständniß zu sehr erröthen müssen, wenn mich die Erinnerung der Qualen, die mich

marterten, nicht einigermaßen gegen mich selbst entschuldigte *).

Nur die höchste Liebe erwekt heftige Eifersucht. Der Mensch, der so liebt, giebt dem Gegenstande seiner Anbetung alle Fähigkeiten, alle Neigungen, das ganze Glük seines Lebens Preis. Verdacht und Gewißheit sind für ihn einerley; indem sie ihm diesen Gegenstand rauben, reissen sie ihn durch die tiefste und empfindlichste aller Verwundungen von sich selbst. Die Rache des Nessus, die Qualen des Prometheus geben kaum ein Bild von dieser Qual. Welche Heilmittel hat gegen solche Leiden die Vernunft? Nicht

*) Wozu diese halbe Confidenz? W.

ohne Zittern sage ichs: hier ist nur Eine Wahl, entweder dem Leben, oder dem was seinen ganzen Werth ausmacht, der Liebe entsagen *)!

*) Unser A. ist, wie wir sehen, unter einem sehr warmen Himmelsstrich gebohren, und scheint den liebenswürdigen und glüklichen Fehler zu haben, noch jung zu seyn. Aber wo bleiben alle die schönen Moralen, die er uns im 5ten 6ten und 7ten Kapitel gegeben hat?

13.

Kindliche Liebe.

Die Zärtlichkeit der Kinder für die Aeltern ist die natürlichste aller Tugenden, die heiligste Pflicht: vielleicht aber nichts als Pflicht. Die Zärtlichkeit der Aeltern für die Kinder ist, meines Bedünkens nach, etwas mehr, sie ist Empfindung.

Es ist leichter, sich in seinen Kindern zu lieben, als in denjenigen, denen man das Leben zu danken hat; die erste dieser Beziehungen entstehet zugleich mit einem schon ganz entwickelten Gefühl; die andere vor diesem Gefühl; die erste liegt gewiß in der

Natur, die andre hängt vielleicht nur von der Angewohnheit ab; wenn aber bey der erstern der Naturtrieb (Instinct) lebhafter ist, so soll die Vernunft der andern nicht weniger Energie und Einfluß ertheilen. Wie viel Beweggründe hat man nicht, diejenigen zu ehren, denen man das Leben und die mühsamen Sorgen der ersten Erziehung zu danken hat!

Es giebt keinen Vorwand, keinen Trugschluß, der die Heiligkeit einer solchen Pflicht schwächen könne.

14.

Freundschaft.

Der Zauber dieser Empfindung ist, wie der Zauber der Liebe, nur für die Jugend. Ich habe einige Liebende, die diesen Nahmen verdienten, aber keine ächten Freunde, über dreißig Jahren gekannt *).

*) Diese Aeußerung beleidigte einige Personen. Mein Herz wünscht nichts mehr als sich geirrt zu haben. Aber meine Meinung war nicht, als ob Verbindungen, die sich auf Hochachtung, Zutrauen, Zuneigung, gründen, an irgend ein Alter gebunden seyen. Ich sprach nur von der Freundschaft, die eine Leidenschaft ist; und diese sah ich nicht nur niemals nach dem dreissigsten Jahre entste-

Verdient eine Freundschaft, deren Beweggrund man sich erklären kann, wohl noch diesen so oft entweihten Nahmen? Sie ist blos eine Verbindung aus Schiklichkeit, aus Interesse, aus Neigung; ein mehr oder weniger billiges Verkehr von mehr oder weniger edeln Dienstleistungen.

Eine große Verschiedenheit des Geistes, des Charakters, der Prätensionen, eine große Uebereinstimmung der eingebildeten oder wirklichen Bedürfnisse, legen unläugbar den

hen, sondern ich hatte noch das Unglük, sie nur gar zu oft in diesem Alter verlöschen zu sehen, als in welchem der Mensch sich in dem Maße zu isoliren scheint, wie seine Verbindungen mit der großen Gesellschaft sich vermehren und ausdehnen.

Grund der dauerhaftesten Verbindungen in der Welt.

Es giebt Personen, die man nur darum liebt, weil man an ihre Fehler gewöhnt ist, oder weil man glaubt, sie seyn der unsrigen gewohnt.

Nur durch viele Nachsicht und Vernunft gelingt es den Menschen sich gegenseitig zu ertragen, ohne diese Stüze kann keine Freundschaft lange bestehen *).

Wie wenig Menschen, wie wenig Freunde könnten sich einander so zeigen, wie sie sich selbst im Innern ihres Her=

*) Eine bekannte französische Schriftstellerin hat diese unläugbare Wahrheit in dem Palais de la Verité, einem der sinnreichsten Mährchen, sehr anschaulich gemacht. W.

zens sehen, ohne sich auf ewig zu entzweyen.

Ich sterbe nicht, ohne die Glükseligkeit gekannt zu haben; ich hatte eine Freundin, und es ist mir erlaubt zu denken, sie hatte einen wahren Freund. Mein Herz und meine Sorgen folgten ihr bis in die Gruft. Wie gern hätte ich mich mit ihr darin verschloßen! Da ich sie überleben mußte, so sey es wenigstens nur um ihr noch eine kurze Zeit diesen Schatten von Leben, das einzige was denen, die nicht mehr sind, übrig bleibt, den beständigen Dienst meines Andenkens und des Gefühls, was ich mit ihr verlohren habe, zu erhalten *).

*) Wie rührend ist nicht der Beweggrund zu der heiligen Liebe derjenigen, die nicht

Wenn ich, sagte sie mir einige Tage vor ihrem Hinschied, wenn ich mir vorstelle, was für ein ruhiges und angenehmes Leben sie haben werden, wenn meine Leiden Sie nicht mehr drüken werden, so tröste ich mich beynahe

mehr sind, beym Sophokles ausgedrukt! „Das Leben ist ein bloßer Augenblik, sagt „Antigone, und wie dieses, so schwindet auch „die Freundschaft der Sterblichen. Ihnen „ziehe ich jene Schatten vor, mit denen ich „mich nun bald wieder vereinigen soll, und bey „denen ich auch, wie er, bleiben werde.“ Die Stelle im Sophokles selbst ist in der That so schön, daß sie eine getreuere Uebersetzung als diese französische verdient. Antigone spricht mit ihrer Schwester Imene, die alles anwendet, um sie von dem Vorsaz, ihren erschlagenen Bruder Polynikes zu begraben, zurükzuhalten, da Kreon die Strafe, lebendig

darüber, daß ich von so vieler Zärtlichkeit und Anhänglichkeit weggerissen werden soll. Einige Thränen traten ihr in die Augen, wie sie dies sagte, und nm mich zu zerstreuen, unterhielt sie mich mit himmlischer Heiterkeit über den Lebensplan, den sie für mich ausgedacht hatte; und so bestrebte sich ihre

begraben zu werden, darauf gesezt hatte. Und dennoch, sagt Antigone,

—— und dennoch will ich ihn
begraben! es ist schön für mich, zu sterben
für eine solche That! geliebt werd' ich
dann neben dem geliebten liegen,
hab' ich das fromme Werk vollbracht;
mir ists
viel besser, mir die Unterirdischen
als die hier oben hold zu machen, denn
bey jenen werd' ich immer liegen ——

Antigone, v. 71—76.

freundschaftliche Seele, mich an die Wohlthaten zu heften, die sie mir aufgedrungen hatte, mit der Versicherung, ich könnte ihrer Asche kein süßeres Opfer darbringen, als wenn ich im Genuß derselben glüklich wäre.

O! wie sehr war meine Seele an die ihrige gebunden! Wie so ganz lebte ich in ihr! Ganze Jahre bedurfte es, bis ich mich an die Vorstellung gewöhnen konnte, mich allein in der Welt zu sehen; es war mir zu einer so süßen Gewohnheit geworden, ihr alle meine Wünsche, alle meine Gedanken zu weihen, und nur allein für sie zu leben! Und doch war wenig Täuschung in der Empfindung, die eine so innige Verbindung hervorgebracht hatte. Niemand

kannte meine Mängel und Fehltritte besser als Sie; aber ihre Seele bedurfte der ganzen Anhänglichkeit der meinigen, und es war keine meiner guten und schlimmen Eigenschaften, die ihr nicht unumschränkt unterworfen gewesen wäre. Ihr unbedingtes Zutrauen verbarg mir keinen ihrer Fehler; aber bey dem Charakter von Hoheit und Adel, der ihr so ganz eigen war, bey dieser so unverfälschten himmlischen Natur, dieser zugleich so reinen und so traulichen Grazie, welche Mängel, welche Vergehungen sogar, würde man um solcher Liebenswürdigkeiten willen nicht angebetet haben?

Selbstheit und Freundschaft scheinen einander gänzlich aufzuheben; und oft

konnte man Sie mit Grund im Verdacht einer großen Selbstheit haben. Zog sie nicht alles auf sich? Verlangte sie nicht unbedingte Aufopferungen *)? Ganz gewiß; aber kommt es hier auf Worte an? Jede Lebensweise wird bloß durch ihren Bestimmungsgrund (principe) oder durch die Wirkungen, die sie hervorbringt, Gut oder Böse. Dieses Ich, worauf sie alles zu ziehen schien, dieses Ich war weniger das Ihrige als vielmehr, so zu sagen, das Ich von allem was sie umgab; sie liebte sich in der That nur, um desto mehr geliebt zu werden, um desto mehr Reiz und Wonne um sich her zu verbreiten.

*) Ne rapportait-elle pas tout à elle? n'exigeoit-elle pas tout pour elle?

Man war hundertmal glüklicher durch das, was man für Sie, als was man für sich selbst that. Es war weit angenehmer, die Zeit, deren Aufopferung sie ohne Bedenken von euch forderte, an ihrer Seite zu vergessen, als sie auf jede andre Weise zu nüzen. Die Empfindung, die sie einem einflößte, ließ der Herrschaft, die sie so gern über einen nahm, nichts drückendes; man glaubte seines Geistes, seiner Seele, seines ganzen Wesens zwiefach zu genießen, wenn man sich ihrer liebenswürdigen Laune Preis gegeben hatte.

Es giebt keinen Charakter, der unter diesem einnehmenden Zauber nicht milder zu werden schien? Der Geist verschönerte sich, das Verdienst wurde

liebenswürdiger; ihre bloße Gegenwart belebte alles mit dem lebhaftesten Wunsch zu gefallen, und mit dieser glüklichen Mischung von Zurükhaltung und Zutraulichkeit, die der gröste Reiz des gesellschaftlichen Umgangs ist.

Könnte ich doch, o! G . . m . .! dem Altar, den meine Zärtlichkeit dir weiht, eine ewige Dauer verschaffen! Warum soll ich sterben, ohne ein Denkmal nach mir zu lassen, das würdig wäre, deinen Nahmen auf die entferntesten Jahrhunderte zu bringen!

Immerhin bleibe der meinige unbekannt; ich laß' es gern geschehen: aber wie tröstlich wär' es mir gewesen, in

meiner lezten Stunde sagen zu können: Sie wird durch mich noch fortleben, wenn ich nicht mehr bin *)!

*) Und was hinderte ihn dann, da er der Welt doch so viel sagen wollte, da er sich durch so manche sehr individuelle Züge und durch die Buchstaben ihres Namens G . . m . . in den Fall sezte, errathen zu werden, uns lieber noch mehr zu sagen? Warum nicht alles, oder lieber gar nichts? — Man sollte dem Publiko niemals halbe Confidenzen machen. Uebrigens scheint mir der Charakter dieser Dame oder Demoiselle G . . m . . auffallende Aehnlichkeiten mit der Dame von Warens zu haben, die durch J. J. Rousseaus Confessionen so berühmt worden ist. Auch ist es sonderbar, daß unser Moralist, um die Existenz dessen was er Amitié passion nennt, durch ein Beyspiel zu bestätigen, eine hermaphroditische Freundschaft (die doch im Grunde immer nur Liebe ist) zum Beweise aufstellt. W.

15.

Reichthum, Armuth, Geiz.

Es giebt keinen Genuß der Sinne, des Herzens, des Geistes, der Einbildungskraft, den man durch Reichthum zu ersezen im Stande wäre; vielleicht überall keinen Genuß, den man nicht auch ohne ihn erhalten kann. Hieraus folget, wie mich däucht, ganz klar, daß man den Reichthum nicht als ein Hauptmittel zur Glükseligkeit ansehen darf.

Je nach Beschaffenheit der Umstände, und nach den Neigungen des Reichen, giebt es eine Lebensweise, bey welcher der Reichthum lästig ist, und eine

andere, die er erleichtert. Ich ziehe hieraus den Schluß: daß der Reichthum, ob er gleich in der That nicht ein Hauptmittel zur Glükseligkeit ist, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge für einzelne Menschen sowohl als für den Staat wenigstens ein Mittel zu Macht und Gewalt ist; bloß seine Anwendung ist es, die ihn nüzlich oder verderblich macht.

Derjenige, der nichts begehrt, nichts wünscht, nichts fürchtet, ist ohne Zweifel der freyeste aller Menschen, und diese unbeschränkte Unabhängigkeit kann nirgends eine so sichere Zuflucht finden als bey der Armuth: aber ein solcher Mensch ist das Werk der Philosophen, oder vielmehr ein Hirngespinst

von ihrer Macherey, nicht der Mensch der Natur.

Wer ist glükselig, sagt Alembert? Wenn es Jemand ist, so muß es irgend ein armer Tropf seyn *).

Der Mensch der Natur existirt nur in so fern er genießt, wünscht, hoft; wie sollte er denn das Mittel zur Vergrößerung so wohl der Sphäre seiner Begierden und Hoffnungen als seiner

*) Dalembert läßt uns gar zu gern, wie sein Seneca, falsche Brillianten in die Augen spielen. Er versteht unter quelque miserable entweder einen Menschen, der nur in den Augen des reichen Pöbels miserable ist, oder er hat gar nichts gesagt. Waren Sokrates, Epiktet, Kayser Julian, der wie ein Epiktet lebte, des miserables?

Macht, mit gleichgültigen Augen ansehen können *)?

Ich sehe diese Unterscheidungen nicht für eitle Subtilitäten an. Mit weit vernünftigerer Mäßigung wünscht man wohl dasjenige, was man nicht mehr als Hauptmittel zur Glükseligkeit, als Glükseligkeit selbst, ansieht, sondern bloß als Mittel der Macht und Gewalt, als bloßer Zusaz zu seinem Vermögen. Richtiger berechnet man so die Bemühungen sich dasselbe zu verschaffen; man opfert dann nicht den

*) Ich weise unsern A. mit dieser Frage — nicht etwa an Lucians Cynicker (den würde er für eine Schimäre erklären) sondern an den Kayser Marc-Aurel, der keine Schimäre war. W.

Mitteln den Zwek auf, bereichert sich nicht auf Unkosten seiner Kräfte, seiner Gesundheit, seiner Glükseligkeit, seiner Ehre, seiner Ruhe; immer erinnert man sich, daß Reichthum nur in so fern Etwas ist, in so fern er zur Erhaltung und Vermehrung jener ersten Güter beiträgt, der einzigen, die dem Leben einen Werth geben.

Herr Wattelet pflegte zu sagen: Alles, was man über zehntausend Livres jährliche Renten habe, sey nicht mehr für uns sondern für andere.

Vorausgesezt, daß diese Berechnung jezt noch richtig sey, so wird man doch wohl thun, zu bedenken, daß sie es vielleicht in 15 oder 20 Jahren nicht mehr ist, und daß bey allem der Mann,

der sich mit der Mäßigung, seine Wünsche auf Hrn. Watteletś 10000 Livres einzuschränken, sich ein großer Weiser zu seyn dünken ließe, gleichwohl nur ein sehr selbstsüchtiger Weiser seyn könnte.

Was mir die Armuth am meisten zuwider gemacht hat, ist wahrlich nicht die Glükseligkeit der Reichen, und noch weniger die Verachtung, womit sie die Armen ansehen: es ist die so gemeine alberne Hochachtung oder die dumme Mißgunst der Armen gegen die Reichen. Es würde mich verdrießen, ich gestehe es, wenn mich irgend jemand so niederträchtiger oder so kindischer Vorurtheile wegen im Verdacht hätte.

* * *

Der Geiz ist eine Leidenschaft, die weit lächerlicher in ihren Wirkungen, als unvernünftig in ihrem Beweggrund ist.

Man kann eine Leidenschaft nicht schlechterdings verachten, die durch den Genuß wächst, die selbst noch das eiskalte Alter belebt, und in dem leeren Raume, worin sie die Einbildungskraft herumführt, ihr vielleicht eben so viel angenehme Gefühle giebt, als irgend eine andre Leidenschaft.

Wenn diese Leidenschaft gewisse Schranken nicht überschreitet, so verwahrt sie vor unendlich vielen Schwachheiten, und gewährt verschiedene wesentliche Eigenschaften, den Berech-

nungsgeist, den Geist der Ordnung, der Mäßigung; auf öffentliche Angelegenheiten angewandt, kann sie so gar zur großen Tugend werden *).

*) Dies klingt paradox genug; aber alles wird simpel und klar, so bald unser Moralist, (der, wie man sieht, nicht ganz von der Ansteckung des bösen Genius der heutigen französischen Litteratur frey geblieben ist) seine Definition vom Geiz geben müßte. Geiz kann als Leidenschaft nie zur Tugend werden: aber was in gewissen Umständen vernünftige Sparsamkeit ist, könnte unter andern Umständen Geiz seyn. Ein Philosoph muß nie mit Worten spielen. W.

16.

Ehrgeiz, Macht.

Wenn sich die Ambition weder einer kriechenden Seele, noch eines grausamen Gemüths bemächtiget, so ist sie die erhabenste Triebfeder der menschlichen Größe. Sie verbreitet unser Daseyn von einem Weltende zum andern, und verlängert es durch alle künftige Jahrhunderte; sie bezieht zwar alles auf Sich, aber dafür bezieht sie sich selbst hinwieder auf Alles.

Wenn sie für die Wohlfahrt der Gesellschaft eine der vortheilhaftesten und nachtheiligsten ist: so ist noch gewisser, daß sie den selten glüklich macht,

den sie beherrscht. Es ist in ihrer Natur, immer über das Ziel hinauszusehen, und folglich, nie genug zu haben, nie befriedigt zu seyn.

Eine Magistratsperson von Athen fand einmal den Philosophen Diogenes, wie er aufmerksam einem Haufen Kinder zusah, die mit dem Wurfstein spielten. Wie? Bist du's? sagte er mit Verwunderung zu ihm. Ja, erwiederte der Weise, es macht mir Vergnügen, wenn ich wenigstens zuweilen das Ziel treffen sehe. Diejenigen, die der Ehrgeiz und die Politik quält, treffen sie es wohl jemals?

Würdiget man die Titel, die Ordensbänder, die Würden, die Ehrenstellen nach ihrem wahren Werth, so

werden sie, denke ich, als eine ziemlich geringhaltige Scheidemünze des Ruhms befunden werden.

Wenn der Durst nach diesen besagten Dingen seiner Natur nach nicht so stark ist als der Durst nach Ruhm, so ist er doch vielleicht unruhiger, reizbarer, ungestümer als dieser. In der That sind die Mittel ihn zu befriedigen weniger selten, weniger schwierig; aber gemeiniglich hat man sie mehr dem Eigensinn des Zufalls, als den Eigenschaften selbst zu danken, die auf diese Art von Belohnung die nächsten Ansprüche haben; und es ist ohne Zweifel eine ziemlich harte Lage, wenn man den Erfolg aller seiner Wünsche und Hoff-

nungen von einem so unsichern und unbeständigen Dämon erwarten muß.

Da dasjenige, was das Gefühl unsers Daseyns auf den höchsten Grad von Energie bringt, der Maßstab der höchsten Glükseligkeit ist, so befremde ich mich keineswegs über die Leidenschaft, welche jedem Menschen, der ihrer fähig ist, das Gefühl einer großen Macht einflößt. Aber unter welchen Umständen könnte sich wohl diese Leidenschaft zu einem höhern Schwung erheben, als am Tage einer entscheidenden Schlacht, wo ein einziger Mensch in Einer Stunde, in Einem Augenblik sich Herr des Schiksals von Tausenden sieht, wo ein Einziges Wort, eine

Einzige Bewegung, nach seinem Gutdünken sie zurükzieht oder hinstürzt!

Wie sehr muß er sich da über die gemeine Sphäre der Menschenbestimmung erhoben fühlen! Welch ein berauschender Genuß seiner Stärke und Macht!

Kann es noch befremden, daß diese erhabene Schwärmerey das menschliche Herz zu den grösten Aufopferungen — aber auch zu den abscheulichsten Unthaten hingerissen hat.

17.

Leckerhaftigkeit und Trunkenheit

Wie? Man sollte sie in einem Werk über die Moral vergessen? Sie sind die ersten und lezten Leidenschaften des Menschen, und an den beiden äußersten Enden des Lebens ist ihr Einfluß am meisten zu fürchten. Wahrscheinlich sind sies, welche die ersten Räuber so wie die ersten Helden hervorgebracht haben. Die Leckerhaftigkeit war es, welche die ersten Eroberungen, wovon die Geschichte redet, veranlaßte. Unter hundert Dieben und Räubern, die ihre Verbrechen mit dem

Leben gebüßt haben, sind vielleicht nicht zwey, die diese niedrige Leidenschaft nicht in der Kindheit zu dem ersten Fehltritt hinriß, der der Keim aller ihrer Verbrechen wurde.

Wie viel Lüstlinge entgehen den gewohnten Folgen ihrer jugendlichen Ausgelassenheit und sterben im Alter als Opfer des einzigen sinnlichen Genusses, den ihnen ein durch Wollust erschöpftes Temperament noch übrig ließ?

O! glüklicher Mittelstand! eine von den grösten Wohlthaten, die du denen vorbehälst, die dich zu schäzen wissen, ist jenes reine und einfache Vergnügen,

welches eine angewöhnte Frugalität unaufhörlich in den Genuß des Nothwendigen mischt; einen Genuß, der sich am öftesten erneuert, und sich endlich nur mit dem Leben selbst verliert.

18.

Neid, Verläumdung.

Als einst der Genius der Gesellschaft eine von jenen großen Combinationen, die dem politischen Körper Kraft, Bewegung und Leben verschaffen, den Wetteifer hervorgebracht hatte, mischte, ich weiß nicht welche Furie, das feinste und heftigste Gift darunter. Auf einmal schien sein Werk gestört, und aus dieser unreinen Mischung gieng der Neid hervor, die traurigste aller Leidenschaften, die kälteste, und zugleich die thätigste. Die andern Leidenschaften entflammen das Herz des Menschen; diese erkältet und tödtet es.

Es giebt einen Pfeil der Verläumdung, der grausamer ist als der Dolch eines Mörders; und er ist um so fürchterlicher, da die Hand des Schwächsten ihn eben so gut wie die Hand des Mächtigsten losdrüken kann. Hier sind die Geseze meistens eben so unmächtig, uns zu rächen, als zu vertheidigen. Nur die Dunkelheit ist eine sichere Zuflucht vor den Bliken des Neids. Es giebt noch eine, die vielleicht nicht so sicher, aber einer edeln Seele anständiger ist: eine thätige Tugend, verbunden mit einer unverwandten Aufmerksamkeit jeden Schein zu vermeiden, der uns der guten Meynung der Welt von uns berauben könnte.

Sollten unsre politischen und bürgerlichen Einrichtungen nur darum so viel Schonung für die Verläumdung beweisen, um lasterhaften Menschen ein Mittel übrig zu lassen, sie mit dem gerechten Tadel verwechseln zu können, dessen Strenge zu fürchten sie so viele Ursache haben?

19.

Zorn.

Die maschinenmäßigste aller Leidenschaften, und folglich auch diejenige, deren Angewöhnung ihren Charakter und ihre Wirkungen auf die unglüklichste Weise verstärkt. Sie entspringt aus einer zu schnellen, zu lebhaften Empfindlichkeit, und ihre Ausbrüche erstikken und vernichten die natürlichsten Empfindungen des Menschen.

Seneca sagt, sie sey die einzige Leidenschaft, die mit keinem Vergnügen verbunden sey. Dieser Gedanke dünkt mich mehr blendend als wahr. Gewaltsamkeit ist der Wahnsinn der Macht,

Zorn ist die Berauschung der Gewaltsamkeit; alles was dem Menschen ein so lebhaftes Gefühl von seinen Kräften giebt, hat nur allzu viel Reiz, wenn auch die Folgen davon noch so traurig und verderblich sind.

Man schmeichele sich nicht, durch die besten Gründe von der Welt jemals über einen Zornigen zu siegen; Gewalt und Wahrheit, sagt Pascal, vermögen nichts über einander.

20.

Rache und Zweikampf.

Es ist nicht natürlicher eine Beleidigung lebhaft zu empfinden als sie rächen zu wollen; diese Regung liegt im Herzen des Wilden, wie im Herzen des gesitteten Menschen; die Eigenliebe empört sich mit desto größerer Gewaltsamkeit, je unbilliger sie sich gekränkt sieht.

Wie aber die Gesellschaft allen unsren natürlichen Neigungen einen höhern Schwung giebt, so spannt sie auch diese auf einen so hohen Grad der Energie, daß man bald die Nothwendigkeit einsehen mußte, ihrem Ue-

dermaß Grenzen zu sezen, und ihre Gewaltsamkeit zu mäßigen.

Bey aller Vorkehr der Geseze, um jede Beleidigung zu strafen, die man nicht ohne zu große Gefahr der persönlichen Empfindlichkeit des Beleidigten überlassen durfte, konnten sie doch nicht alles voraussehen. Die verschiedenen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens und die vielen Bedürfnisse und Vorurtheile, die aus ihnen entspringen, haben die Eigenliebe so zart und reizbar gemacht, die Gelegenheiten zu ihrer Kränkung haben sich so vervielfältigt, daß man sich endlich beredete, der Schuz der Geseze reiche zu ihrer Vertheidigung nicht hin; und so ergänzte man ihn durch den sogenannten Ehrenpunkt,

dessen Vorschriften die neuern Nationen mehr verehren, als die politischen und religiösen selbst. So roh und grausam jenes Gesez dem Auge der Vernunft vorkommen mag, so war es doch so wenig eine Erfindung der Rache, daß es vielmehr, glaube ich, bloß dazu dienen sollte, sie zu hemmen, und ihr wenigstens irgend einen Grenzstein zu sezen; und aus diesem Gesichtspunkte, ich gestehe es, scheint mir sein Ursprung beynahe eben so edel als barbarisch.

Ich weiß wohl, es giebt kaum einen abscheulichern Wahnsinn, als denjenigen, der einen Mann von Ehre nöthigt, die Beleidigung einer unbescheidenen Miene oder Rede durch Blut zu tilgen.

Allein so lange ein Volk Vorurtheile hat, welche stärker als die Geseze sind, was bleibt da für eine andre Wahl, als entweder ihrer Gewalt nachzugeben, oder unter ihrer Herrschaft zu leben aufhören?

Was für einen Rath hat also die Moral gegen die Anfälle einer Tollheit, die so allgemein ist? Den Rath, die Gelegenheiten zu fliehen, und bey solchen, welchen die Klugheit selbst nicht ausweichen könnte, einen Muth und eine Kaltblütigkeit zu beweisen, die, wenn sie auch die Streiche des Schicksals nicht abwenden, wenigstens doch öfters ihre Stärke schwächen und ihre Folgen weniger traurig machen können.

21.

Parteygeist.

Man kann, meines Erachtens, nicht zweifeln, daß Liebe oder Haß, die von dem Eigensinn irgend eines Wahns herrühren, erkünstelte Leidenschaften sind: aber dem ungeachtet kenne ich doch keine, deren Wirkungen heftiger und gewaltsamer wären. Ich nahm fast immer wahr, daß der Parteygeist beynahe die einzige Leidenschaft kalter Seelen ist, und daß sie dazu ganz besonders geneigt sind; und ich begreife sehr gut, wie dies zugeht. Da es ihnen an innerm Feuer fehlt, so sind sie nur in so fern einer anhaltenden innern

Thätigkeit fähig, als sie durch äußere Eindrücke dazu veranlaßt werden; und diese Eindrücke sind um so viel lebhafter, da sie keine Kraft antreffen die ihnen entgegen wirkt.

Es giebt keine Meinung — hievon liefert uns die Geschichte nur allzu viele, mehr oder weniger lächerliche, mehr oder weniger schrekliche Beyspiele, — es giebt keine Meinung, sie mag noch so kindisch oder ausschweifend seyn, deren ansteckender Taumel nicht das Glük und die Ruhe der Gesellschaft gestört hätte.

Der Parteygeist macht sogar solche Menschen zu Narren, denen man es, ihrer natürlichen Anlage nach, am wenigsten zugetraut hätte.

Mit dem lebhaftesten Abscheu vor jedem Ehrgeizigen, der sich zum Haupte einer Sekte aufwirft *), mache ich mir zum heiligen Geseze, den Charakter eines Menschen niemals mit seinen Meinungen zu vermengen, und von übel zusammenhängenden Begriffen nicht auf eine eben so übel beschaffene Moral zu schließen.

*) Dies Wort ist hier mit Bedacht gewählt. Man kann wider seine Absicht, durch die Noth und Gewalt der Umstände zum Haupt oder zur Seele einer Parthey oder Sekte gemacht werden; und es wäre unbillig den rechtschafnen Mann, der sich in diesem Falle befand, für Uebel verantwortlich zu machen, die er mit allem seinem guten Willen, mit aller seiner Klugheit und Thätigkeit nicht verhindern konnte. W.

Wenn man sich selbst über seine Art zu sehen und zu empfinden öfters zur Rechenschaft zieht, nichts auf andrer Wort hin annimmt noch verwirft, und den Muth hat, es lieber aufs äusserste ankommen zu lassen als unredlich zu seyn, so verwahrt man sich ohne Zweifel am sichersten gegen den Partheygeist.

22.

Genuß des Gegenwärtigen.

Ist für den Menschen, der aus dem Stande der Natur herausgetreten ist, nichts als ein bloßes Wort *).

Nun hängt es nicht mehr von uns ab, das Gegenwärtige von dem Vergangenen und Zukünftigen zu trennen; und was würden wir auch durch den Verlust unsrer Rükerinnerungen und Hoffnungen gewinnen? Verlören wir nicht mit ihnen das wesentlichste von der Glükseligkeit des Lebens?

*) Sehr wahr, und gewissermaßen eben so neu als wahr. W.

Das Gegenwärtige ist ein Augenblik, der uns entschlüpft; er läßt der Empfindung nicht einmal Zeit zum Ausruhen und zum Genuß; unser Herz, unsre Einbildungskraft bedürfen mehr Raum und Zeit.

Ich weiß sehr wohl, daß eine übertriebene Voraussehung alles auslöscht; aber mit einem richtigen Gesichtspunkt dient die Idee des Vergangenen und des Künftigen nur die Augenblicke des Genusses zu verlängern.

Ohne Zweifel wär' es Unsinn, täglich zu sterben, um die Hoffnung zu erhalten, sich morgen noch zu überleben; aber ist der gegenwärtige Genuß nicht um so viel süßer durch die Hoffnung des künftigen?

23.

Arbeit, Müßiggang.

Wir messen die Dauer der Zeit nach der Folge unsrer Eindrüke, Empfindungen und Ideen. Der Zeitraum, den keine merkliche Epoche für uns bezeichnet, läßt uns einen verworrenen und unbestimmten Eindruk zurük. Er däucht uns wechselsweise ein Augenblik und eine Ewigkeit. Die Zeit, die wir nicht anzuwenden wissen, scheint uns, so lange sie dauert, eine Ewigkeit: ist sie vorüber, ein Augenblik, dessen flüchtige Einnerung aus unsern Gedanken schwindet. Ein beschäftigtes Leben ist also das einzige Mittel zur Verlänge-

rung seines Genusses und zur Verkürzung der langen Weile, das einzige Mittel sich darüber zu trösten, daß unsrer Lebenstage so wenige sind und die Last eines jeden leichter zu ertragen.

Müßiggang ist kein Genuß, er ist nur Befreyung von Leiden; die Ruhe ist eigentlich nur wünschenswerth, um erworbene Kräfte zu erhalten, oder verlohrne ohne Mühe wiederherzustellen. Was der Schlaf für den Körper, ist die Ruhe für die Seele. Sie stärkt unsere Kräfte; dauert sie aber zu lange, so drükt sie dieselben zu Boden, und löscht sie aus.

24.
Spiel.

Das Bedürfniß, irgend ein Interesse zu haben, giebt dem Spiel einen Reiz, den es immer für müßige Leute und leere Seelen haben wird. Aufrichtig zu reden, es giebt bessere Mittel gegen die lange Weile, aber wenigstens keines, dessen Gebrauch so leicht, und dessen Wirkung so wunderbar ist.

Dieser Wettstreit von Aufmerksamkeit und Geschiklichkeit, dieser sinnreiche Kampf mit dem Zufall, dessen Streichen man bald zuvorkömmt, bald sie wieder gut macht; wo günstige und ungünstige Würfe so oft auf einander

folgen oder abwechseln — ist wie ein kurzer Inbegriff aller unruhigen Bewegungen des menschlichen Lebens? Unaufhörlich schwankt man von Hoffnung zu Furcht, von Furcht zu Hoffnung über; und es ist sehr begreiflich, wie die schnelle Folge dieser Bewegungen die natürliche Thätigkeit unsrer Einbildungskraft ziemlich lange einwiegen kann, und sie um so angenehmer wiegt, da sie dabei so wenig Mühe und Anstrengung braucht.

Der sonderbare Reiz des Spiels ist der stärkste Beweis wie gefährlich es ist? Es giebt keine Angewöhnung, über welche es schwerer ist Herr zu bleiben, als die Angewöhnung an einen zugleich so anziehenden und so unnützen Zeitver-

treib. Ein Spieler fängt damit an, daß ihm jede andere Beschäftigung zuwider wird, und sehr oft endet er damit, daß er an nichts anderm mehr Interesse finden kann.

Man wird schwerlich jemals etwas treffenderes und vernünftigeres gegen die Spielsucht sagen können, als was Herr von Büffon darüber gesagt hat. Rechnet nach, so werdet ihr finden, daß keine Proportion zwischen dem Vergnügen, gewonnen, und dem Verdruß verlohren zu haben, ist. Der Gewinn, theilt euch nur einen entbehrlichen Ueberfluß mit, der Verlust beraubt euch mehr oder weniger des Nothwendigen selbst. Bey einem hohen Spiele sind ohne dieß die Verhältnisse

der Glükswürfe immer sehr ungleich, die Summe, die ihr verliehrt, ist immer in Rüksicht eures Vermögens mehr, als die Summe, die ihr gewinnt.

Gesezt man habe 60000 Thaler im Vermögen: gewinnt man 20000, so hat man sein Vermögen nur um den Vierten Theil vermehrt; verliehrt man 20000, so hat man es um einen Drittel vermindert: eine wichtige Lektion auf eine simple arithmetische Regel zurükgebracht!

25.

Weiber.

Man spricht zu unsern Zeiten selten von Liebe, aber oft von den Weibern, und noch mischt sich dieser so süße Nahme in die grösten Angelegenheiten des Lebens.

Derjenige, der uns sagte, die gröste Glükseligkeit der Weiber bestehe im Herrschen, verrieth uns nur die Hälfte von ihrem Geheimniß. Welchen Reiz könnte wohl das eitele Vergnügen zu herrschen an sich selbst für sie haben. Mir scheinen sie von einem natürlichern Gefühl geleitet zu werden, durch, ich weiß nicht, welchen Instinkt, der ihnen sagt was

so wahr ist: daß sie nur wenig von uns geliebt werden, wenn sie nicht über uns herrschen, weil sie in diesem Fall ohne Enthusiasmus und ohne Delicatesse geliebt werden *).

Das sicherste Mittel sich nicht durch eine allzu lebhafte Neigung für die Weiber erniedrigen zu lassen, ist vielleicht, wenn man eine sehr gute Meinung von ihnen hat, und sie höher schäzt als sie sich selbst schäzen.

Wie sollte der nicht endlich selbst verächtlich werden, der sich angewöhnt, verächtlich von einem Gegenstande zu denken und zu reden, welchen zu lieben,

*) Mich dünkt, da sagt der A. eine große Wahrheit. W.

welchem zu dienen und zu huldigen, ein Bedürfniß des Herzens ist?

Ich habe nie eine Julie (d'Etange) gefunden, aber dafür machte ich mir einige. Meine Einbildungskraft rettete meine Empfindsamkeit; für uns sind die Gegenstände nur das, wozu sie unser Herz macht. Die Täuschung, die den Gegenstand unsres Verlangens veredelt, hilft dazu, uns um so weniger in unsren eignen Augen verächtlich zu machen; so lange diese Täuschung dauert, ist die Liebe noch Empfindung des Herzens, verschwindet sie, so ist es auch mit dieser Empfindung aus *).

*) Noch besser also, wenn der Gegenstand unsrer Liebe keiner täuschenden Vered-

Ich begreife, daß diese Moral nicht jedermann anstehen mag; aber sie paßte mit meiner Art zu empfinden, mit meiner Art zu lieben, und ich befand mich gut dabey.

Die unausweichlichste Gefahr bey dem natürlichsten und lebhaftesten aller sinnlichen Vergnügen ist, daß es durch die Macht der Gewohnheit nicht auch dann noch ein Bedürfniß der Imagination bleibe, wenn es weder für die Sinnen noch für das Herz mehr Bedürfniß ist: denn alsdann verzehrt und erstikt es unsre Geisteskräfte, anstatt sie zu beleben. So bald die Begierde nicht mit unsern Kräften in Proportion ist,

lung bedarf? Man hat, in diesem Fall, immer von Glük zu sagen. W.

so werden diese bald erschöpft seyn. Ich kenne keine unglüklichere Existenz als eines Menschen, der sich unaufhörlich ermüdet, ein Phantom zu verfolgen, das vor ihm flieht, und der alle Glükseligkeit, die er noch genießen könnte, einem eiteln Traume aufopfert, der ihn beunruhigt, quält, und den grösten Uebeln aussezt, dem Verlust seiner Zeit, seines Vermögens, seiner Gesundheit, sehr oft selbst dem Haß und der Verachtung der Gegenstände, von denen er die Verlängerung seines Irthums so theuer erkauft.

Um die Weiber nicht zu viel zu lieben, wenn man jung ist, dürfte wohl am besten gethan seyn, wenn man sich an

die Glükseligkeit, eine einzige zu lieben hielte *).

Folget euern Begierden ohne sie jemals zu reizen, sagte der Doctor Chirac, so werdet ihr euch keinen Schaden thun, nur keine Aphrodisiaka — aber vergeßt nicht, daß der Wechsel eines davon ist!

*) Das dächte ich auch. W.

26.

Gesellschaft.

Das Bedürfniß vereinigt die Menschen, Unbestand und lange Weile trennt sie. In dem gesellschaftlichen Zustande, so wie in den Wäldern, sind die Menschen nur da, um einander zu begegnen. Es giebt vielleicht keine Verbindung, so innig sie immer seyn mag, wo es erlaubt ist, eine Wahrheit zu vergessen, welche die Erfahrung so häufig bestätigt *).

*) Der Zusaz des V. voyez la loi des Mariages dans l'austère Lacedemone, wäre für die meisten Leser unverständlich; ich habe ihn also weggestrichen. Diejenigen, die das

Das süßeste von allen Verhältnissen mit seines gleichen ist gegenseitiges Wohlwollen. Gegenseitige Dienste, die man einander ohne einige Hoffnung von Vortheil oder Erkenntlichkeit leistet, sind Bande, die man immer ohne Mühe schlaffer machen kann, und wobey weder drükende Nachreue noch sonderlicher Schmerz über ihre Auflösung statt hat.

* * *

Einen Begriff von den Verbindungen, worauf man sich in großen

Räthsel auflösen können, werden vielleicht mit mir der Meynung seyn, daß weder die Pflicht einander entgegen zu gehen, noch das Ehegesez des austeren Sparta einen hinlänglichen Grund abgeben könne, die Geselligkeit so weit zu treiben, als sie der V. hier ausdehnen zu wollen scheint. W.

Städten so viel zu gut thut, giebt folgendes.

Der alte Graf von P * * saß am Kamine bey seiner alten Freundin der Marquise von * *: Wissen sie wohl, sagte sie, nach einer von den stummen Scenen, worin ihre langweiligen Unterhaltungen ziemlich oft auszuruhen pflegten, wissen Sie auch, daß es schon vierzig Jahre sind, seit wir uns kennen? — Es ist wahr, gnädige Frau. — „Und immer ununterbrochen gute Freunde gewesen sind.“ — Ja, gnädige Frau. — „Und daß das erstaunlichste dabei ist, daß unsre Freundschaft in so vielen Jahren nie durch die geringste Mißhelligkeit gestört wurde.“ — Ich finde es eben so erstaunlich wie Sie. — Aber

sollte es nicht daher gekommen seyn, mein lieber Graf, weil wir einander immer ziemlich gleichgültig waren? — Das könnte wohl seyn, gnädige Frau. . . . . .

So bekannt die Wahrheit dieser Anekdote ist, so sollte mirs doch leid seyn, wenn es nicht ein Land gäbe, wo man noch mehr Mühe haben wird, sie zu glauben, als sie zu begreifen *).

*) Ich zweifle sehr, ob es so ein Land giebt, und glaube, unser Moralist werde in zwanzig oder dreissig Jahren an dieser Anekdote nichts anders mehr sonderbar finden, als die Aufrichtigkeit der Marquise und des Grafen.
W.

27.

Ungleichheit.

Der Junge, der seinen Kreisel aufwindet, das Mädchen, das mit seiner Puppe spielt, der Held, der auf große Eroberungen sinnt, die Frau, die alle Herzen zu ihren Füßen sehen möchte, der Philosoph, der den Planeten ihren Lauf vorschreibt; der Staatsverweser, der die Zügel eines großen Reichs in seiner Hand hält, der Parlamentsrath, der die höchste Gewalt aufzuhalten glaubt, der Arme, der mühselig sein Leben verschwendet um Nothdurft einiger Tage zu erbeuten, der Reiche, der sich noch mehr quält seinen Schaz zu

vergrößern, — diese alle werden durch eben denselben Hang geleitet; alle folgen dem nehmlichen Triebe, — dem Triebe ihre Kräfte zu versuchen. Uebet man sie leicht genug, so genießt man; allzuleicht, so hat man lange Weile; allzumühsam, so leidet man; dieß sind die drey verschiedenen Zustände, die, wie mich dünkt, die wirkliche Ungleichheit aller Stände und Lebensarten ausmachen.

Aus diesem Gesichtspunkt ist der Zustand eines Menschen der an Körper und Geist gesund und stark ist, der erste unter allen; jeder andre ist unter diesem, denn jeder andre hängt mehr oder weniger von ihm ab.

28.

Freiheit.

Die Liebe zur Freiheit ist eine so natürliche Empfindung, daß unter allen Ungerechtigkeiten keine drükender ist, als diejenige, die den Rest von Freiheit verlezt, den uns die bürgerlichen Einrichtungen noch gelassen haben.

Die Sklaverei macht den Menschen entweder niederträchtig oder hartnäckig. Je unausbleiblicher diese Wirkung zu seyn scheint, um so gefährlicher muß es seyn, Sklaven allzuplözlich in den Zustand der Freiheit zu versezen.

Der Despotismus erstikt allen Kunstfleiß, alle Thätigkeit, alle moralische

Energie! Die Liebe zur Freiheit sezt eine gewisse Stärke des Geistes und des Charakters voraus, und sie allein erhält und nährt sie.

In allen Umständen, wo nie der Mensch natürlicher Weise geschmeidig und schwach ist, ist es für ihn ohne Zweifel gut, wenn er abhängt; seine Abhänglichkeit ist alsdenn eine Stütze, auf der er ruhet. So hängt man gern von einem weisen Gesez, von einer gerechten und billigen Regierung ab; so hängt man mit Freuden von einer Freundschaft, die sich auf Zutrauen und Hochschäzung gründet, oder von einer Liebe voll Feuer und Ehrfurcht ab.

Es ist immer unglüklich, wenn man von seines gleichen abhängt *); aber

*) Menschen können immer nur von Menschen, und müssen also von ihres gleichen abhangen; das Unglükliche, das unser A. dabey sieht, liegt bloß darin, wenn derjenige, von welchem wir abhangen, entweder durch keine Gesetze eingeschränkt ist, oder (was im Grunde eben dasselbe ist) sich über die Gesetze wegsetzen kann, sobald es ihm, oder denen, von welchen er abhängt, so beliebt. Macht und Reichthum geben, fast überall, auch Privatpersonen diese, den schwächern und ärmern so drückende, Art von Unabhänglichkeit und despotischer Willkühr. Es giebt nur Ein Mittel gegen den Mißbrauch, den die Fürsten, Aristokraten und Demagogen, in der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und überhaupt die Mächtigen und Reichen überall, im kleinsten Dorfe so gut wie in der grösten Königsstadt, von ihrem Uebergewichte

noch gewisser ist es, daß wer Bande zerreissen will, die er nicht zerreissen kann, sie nur noch fester zusammenzieht. Wollet ihr euch den Verlust eurer Freiheit erleichtern, und könnt ihr euch demjenigen, von dem ihr abhängt, nicht nothwendig machen: so bemühet euch wenigstens ihm zu gefallen. Durch Sanftmuth und Geduld werdet ihr euch endlich der Hand bemächtigen, die eure Ketten

machen, und dies einzige Mittel sind Gesetze, die gegen den Mächtigsten und Reichsten eben so unerbittlich sind als gegen den ärmsten und schwächsten, und deren Handhabung so weislich eingerichtet und verwahrt ist, daß sie eben so wenig durch List und Betrug eludirt als durch Gewalt übersprungen werden können. W.

hält, und ihre Last wird euch desto leichter vorkommen *).

*) Eine goldne Regel, welche allenthalben, sowohl im häuslichen als im bürgerlichen Leben ihre Anwendung findet. W.

29.

Gerechtigkeit.

Gerecht seyn, sagt man, heißt einem jeden geben, was man ihm schuldig ist. Aber was ist man einem Jeden schuldig? Versteht man dies besser, als was Gerechtseyn ist?

Die Idee dessen, was wir unsers gleichen schuldig sind, fließt nothwendig aus jener ersten Empfindung des Mitgefühls, dem Grundgeseze aller Moralität; und unter diesem Gesichtspunkte begreift sie alle Tugenden in sich, von dem allgemeinsten Mitleiden bis zur erhabensten Aufopferung; und diese in

Ein Ideal zusammengefaßt, machen den Gerechten des Plato und den Großmüthigen des Aristoteles.

Gewöhnlich hat man von der Gerechtigkeit einen eingeschränktern Begriff; man fodert von ihr, was wir andern schuldig sind, aber nur was wir ihnen im strengsten Sinne schuldig sind *). Auch unter dieser leztern Beziehung scheint mir der Begriff nur eine relative Wahrheit zu haben. Denn wird nicht das, was wir andern schuldig sind, durch unsre Art zu sehen und zu empfinden, durch das Maß unsrer

*) d. i. wozu sie uns, wenn wir uns dessen weigern, zu zwingen berechtigt sind. W.

Bedürfnisse und unsers Vermögens ganz verschieden bestimmt *).

Was unter gewissen Umständen nur billig ist, kann unter andern höchst ungerecht seyn. Die Verschiedenheit dieser Bestimmung ist vielleicht eine der Ursachen, die am meisten dazu beitrugen, das Ansehn der Moral zu erschüttern, und ihre Grundsäze zu verschreyen, indem man vorgab, sie ruhe auf einer

*) Nein, wenn die Rede von etwas ist, das der Andere absolut von mir fodern kann; und dies allein ist der Grund, warum das strenge natürliche Recht in vielen Fällen, die im bürgerlichen Leben vorkommen und nur in demselben statt haben, unbillig ist, und daher durch das positive bürgerliche Gesez ermäßiget und gemildert werden muß. W.

veränderlichen und unsichern Grundlage *).

Man muß gestehen, daß von allen Vorschriften der Sittenlehre, diejenigen, welche sich auf die Gerechtigkeit beziehen, am meisten durch den Einfluß der hergebrachten Meinungen gelitten haben. Der Grund davon ist sehr leicht einzusehen. Natürlich müssen die gesellschaftlichen oder bürgerlichen Anordnungen sich auf die ersten moralischen

*) Diesem Uebel, das nur aus Verwirrung, dessen was abgesondert werden muß, entstehen kann, haben die Deutschen Philosophen schon lange abgeholfen; indem sie die verschiedenen Wissenschaften, die unter der allgemeinen Benennung der praktischen Philosophie oder Moral vermengt wurden, gehörig von einander absonderten. W.

Grundbegriffe stüzen: folglich ist auch kein Gesezgeber, der sie nicht mehr oder weniger nach dem besondern System seiner Absichten und Projekte, und nach seinem persönlichen Ehrgeiz zu beugen gewußt hätte.

Was heut zu Tage der große Haufen der Menschen unter der Gerechtigkeit versteht, ist bloß die positive Verbindlichkeit, sich niemals den angenommenen oder förmlich bestimmten Gesezen zu entziehen *).

*) Wenig in den Augen des Moralisten! Aber, o wie glüklich wäre die Welt auch nur mit diesem wenigen! W.

30.

Herzhaftigkeit, Klugheit.

Kann man sich selbst Herz verschaffen, so wie Stärke und Gesundheit?

Bey Gegenwart des Geistes gebrichts nie an Herz; das Gesez der Nothwendigkeit lehrt uns — alles ertragen, das Interesse einer großen Leidenschaft — alles unternehmen.

Unter dieser gedoppelten Herrschaft hat man schon die Schwächsten unerschroken, die Beherztesten zaghaft gesehen.

Der vernünftigste Beweggrund der Gefahr zu trotzen, ist, daß man sich

ihr meistens noch mehr aussezt, wenn man ihr entfliehen will.

Der Muth des Geistes, etwas unendlich seltneres, was man gewöhnlich unter Tapferkeit versteht, erheischt auch weit vorzüglichere Tugenden. Es ist nicht genug, (sagt der Cardinal Richelieu in Fenelons Dialogen zum Cardinal Mazarin) es will wenig sagen in einem Gefechte Muth zu haben, wenn man in einer Unterredung zaghaft ist.

Die Klugheit ist nicht so wohl eine Tugend als eine Eigenschaft *). Na-

*) Aristoteles, von welchem unser A. einige seiner Grundideen entlehnt hat, theilt die Tugenden sehr wohl in theoretische und praktische, oder richtiger in erworbene Fertigkeiten

türlich sollte sie die günstigste Anlage zu allen Tugenden seyn, und nur allzu oft dient sie dazu, aller übrigen entbehren zu können.

des Verstandes und des Willens ein. Die Klugheit ist, nach ihm, eine Tugend der ersten Classe. Sie kann erworben werden so gut wie Gerechtigkeit und Mäßigkeit, und ist uns zu unserm Glük, zu Erfüllung unsrer Pflichten und zur moralischen Vollkommenheit eben so unentbehrlich. W.

81.

Empfindsamkeit.

Angewöhnungen, die uns zu allzu lebhafter Empfindsamkeit geneigt machen, sind unsrer Glükseligkeit nicht weniger nachtheilig als die, welche sie ersticken oder schwächen.

Unter allen Heucheleyen dünkt mich affectirte Empfindsamkeit die lächerlichste und verächtlichste. Sie gehört zu den vorzüglichsten Verkehrtheiten dieses Jahrhunderts. Wenn doch Moliere noch lebte! Keine Modethorheit hätte mehr eine auffallende Züchtigung verdient als diese.

Gleich der Liebe scheuet sich wahre Empfindsamkeit vor fremden Zeugen; sie hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine ihr eigene Bescheidenheit und Schamhaftigkeit, so gut wie jene.

Eine allzu lebhafte oder zu reizbare Empfindsamkeit zu mäßigen giebt es vielleicht kein besseres Mittel, als Angewöhnung an ein äußerst einfaches, und sogar etwas methodischeres Betragen als einem weniger schwachen Charakter nöthig wäre.

Ich habe oft bemerkt, daß Personen, die sich in ihrem Innern an eine gewisse mehr oder weniger einförmige Ordnung gewöhnt hatten, allen Ein

drüken von Aussen besser widerstanden, und auch wenn sie sehr lebhaft gerührt worden waren, weit bälder in ihre gewohnte Ruhe zurüktraten als andere.

32.

Unempfindsamkeit *).

Wenn in dem gewöhnlichen Lauf des Lebens die Leiden häufiger wären als die Freuden, so wäre wohl unter allen

*) Im Original Insouciance. Ich kenne kein deutsches Wort, das mit diesem französischen völlig gleichbedeutend wäre. Sorglosigkeit ist es nicht. Man kann für angenehme Eindrücke sehr empfänglich und sehr sorglos dabey seyn; ja oft ist bloß die zu große Neigung zum sinnlichen Vergnügen die Quelle der Sorglosigkeit: die insouciance hingegen ist gegen Freude und Leid, Gutes und Böses, in so fern es nicht in einem sehr hohen Grade den animalischen Theil betrift, gleich wenig empfindlich. Insouciance scheint mir beynahe, aber doch nicht

Stützen und Behelfen der Weisheit mit keiner weiter auszulangen als mit der Gewohnheit, sich nichts anfechten zu lassen; aber jene Voraussetzung möchte wohl nichts anders als lästerlicher Undank seyn. Auch das bloße Geschenk des Daseyns ist, so lange wir die gehörige Empfindung davon haben, weit

völlig, ein Synonym von indifference zu seyn, und dieses, in so fern es einen Gemüthszustand andeutet, nur den abstrakteren, jenes den concretern Begriff von einerley Sache zu bezeichnen. In Ermangelung eines bessern habe ich mich endlich zu Unempfindsamkeit entschlossen; denn wiewohl es auch nicht ganz anpassend ist, so drükt es doch, däucht mich, so ziemlich das allgemeine „was gehts mich an? und — Meinethalben!" aus, das der Hauptzug der insouciance ist. W.

über alle Schmerzen und Uebel, die dieses Daseyn beunruhigen *). Kurz, ich sehe weitmehr Menschen unglüklich, weil sie das Gute, so sie besitzen, nicht lebhaft genug zu schäzen wissen, als weil sie sich dessen beraubt sehen, wornach sie sich sehnen.

Ueberdies kommt es auch nicht bloß auf unser Belieben an, ob wir uns um etwas kümmern *wollen* oder *nicht*; und gerade wenn es uns am gelegensten wäre, von dieser Eigenschaft Gebrauch zu machen, können wir es am wenigsten.

*) So lange noch Hoffnung da ist, dieser Uebel los zu werden, oder wenn sie leidlich genug sind, um das Gefühl des Daseyns nicht selbst zu bloßer Qual zu machen. W.

Auf nichts einen Werth sezen, ist eben kein so erhabner Schwung der Seele als manche glauben; es ist vielmehr der natürliche Gemüthszustand eines Sklaven, der allen Muth verlohren hat.

Für die Ruhe des Weisen ist es genug, an jeder Sache weder mehr noch weniger Interesse zu nehmen als sie verdient; wenigstens sich nicht zu weit von dem richtigen Ebenmaße zu entfernen, welches zwischen den verschiedenen Graden unsrer Zuneigungen statt finden muß.

Zur Unempfindsamkeit machen uns die entgegengesieztesten Glüksumstände aufgelegt, ein unermeßlicher Reichthum eben so gut wie äußerstes Elend; unbe-

dingte Unterwürfigkeit eben so wohl als unumschränkte Gewalt; das hohe Alter eben so wie die Kindheit; und gerade in diesen verschiedenen Umständen hat sie die verdrießlichsten Folgen; sie beginnt damit die Entwiklung unsrer Kräfte *) zu hemmen, und sie endet damit, das wenige was sie uns übrig läßt, ganz unbrauchbar zu machen.

Die Verachtung dessen was uns umgiebt, führt uns gar bald zur Verachtung unsrer selbst, die der lezte Grad der Verdorbenheit ist.

*) Nehmlich unsrer moralischen Kräfte: denn man kann nicht läugnen, daß Menschen, die aus Grundsaz oder vermöge ihres Charakters sich um nichts kümmern, nicht im Durchschnitt genommen einer ziemlich guten Gesundheit genießen sollten.

33.

Wahrhaftigkeit.

Je mehr man Tugenden hat, desto leichter ist es wahr zu seyn.

Laßt uns wahr gegen uns selbst seyn, so sind wir es gewiß auch gegen andre.

In der That scheint uns die Lügenhaftigkeit nur deswegen so äusserst verächtlich, weil sie gleich hassenswürdige Laster, Niederträchtigkeit, Ungerechtigkeit und Feigheit, voraussezt oder begleitet.

Wäre es aber nicht ungereimt, alle Arten von Unwahrheiten mit einander zu vermengen? Giebt es nicht welche, die anstatt der Tugend zu schaden, sie

vielmehr desto mächtiger und zugleich weniger furchtbar machen *)?

Jede Lüge, so bald sie mir persönlich nützlich ist, scheint mir, ohne Ausnahme, Niederträchtigkeit; aber, ich muß gestehen, ich habe mehr Nachsicht für diejenigen, die keine andre Absicht haben als andern desto nützlicher und angenehmer zu seyn.

Die moralische Wahrheit, sagt Rousseau, ist nicht was ist, sondern was gut ist; das Böse sollte nicht seyn, und man muß es auch nicht ge-

*) Mich däucht, ich verstehe dieses Räthsel; aber es mag immer für den, der es nicht errathen kann, Räthsel bleiben. W.

stehen, zumal, wenn ihm das Eingeständniß eine Wirkung giebt, die es sonst nicht gehabt hätte *).

*) Dieser Maxime zu folge hätte der gute Hans Jacob einen Theil seiner Confessionen in petto behalten sollen. W.

34.

Bescheidenheit.

Wer seinen Kräften nicht zu viel zutraut, ist bescheiden für sich; wer sich nicht zu viel gelten macht, ist bescheiden für andere.

Daß man sich selbst — richtig beurtheile, ist ohne Zweifel eine unumgängliche Regel um sich wohl zu betragen: aber daß man mit mehr oder weniger Zurükhaltung die Meynung, die man von seinem eigenen Werth zu haben berechtigt ist, sehen lasse, scheint mir mehr Klugheit als Tugend *).

*) Nur daß Klugheit auch eine Tugend ist. M.

Ich habe Männer von dem ausserordentlichsten Verdienste gesehen, die es mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, andre, die es mit dem edelsten Stolze vereinigten; und ich habe mich nicht entbrechen können, an die Tugend der leztern eben so gut, als an die Tugend der erstern zu glauben.

Die Bescheidenheit möchte also wohl nichts anders seyn als ein Resultat des Charakters, der Angewöhnung, der Erziehung, das im Grunde mit dem wahren Verdienste wenig oder nichts zu schaffen hätte.

Ich will nicht mit Herrn von Belloy sagen: alle Welt weiß daß ich bescheiden bin: aber das gestehe ich, daß mir meine (falsche oder wahre) Be-

scheidenheit oft sehr nachtheilig gewesen ist *).

*) Liebenswürdige Bescheidenheit und edler Stolz vertragen sich sehr gut in einem und eben demselben Subjekte; nur jedeslan seinem Ort, und zu seiner Zeit! Wenn Bescheidenheit auch sonst zu nichts gut wäre, als den Glanz gar zu großer Vorzüge zu mildern, ein zu sehr hervorragendes, andern zu sehr demüthigendes Verdienst weniger verhaßt zu machen, so wäre sie schon darum allein dem wahren Verdienste nicht so gleichgültig als unser Autor meynt, — der, weil die seinige ihm vielen Schaden gethan haben soll, einen kleinen Groll gegen diese eben so schöne als nüzliche Tugend gefaßt zu haben scheint. Aber zu weit getriebene Bescheidenheit wird (wie jede übertriebene Tugend) zur Untugend, und zu einer desto tadelswürdigern, weil sie nicht nur uns selbst schädlich ist, sondern auch macht, daß wir andern weniger nüzlich werden können. W.

Zu einem aufgeklärten Bewußtseyn seiner guten oder schlimmen Eigenschaften, ist es oft wesentlich nöthig, den Muth zu haben, diese Eigenschaften andern zu zeigen, und sie dadurch zu benachrichtigen, wie viel und welchen Gebrauch sie von gemeinnützlichern Eigenschaften machen können.

35.

Mäßigung.

Sie ist der schüzende Aegide unsrer Ruhe und Glükseligkeit; sie erhält alle unsre Kräfte, und unterstüzt ihre Stärke und ihr Gleichgewicht. Aber leistet sie nicht dem Bösen und dem Guten gleiche Dienste? Entfernt sie nicht auf gleiche Weise von den Gefahren, die das Laster abschreken sollen, wie von denjenigen, denen die Tugend Troz bieten muß?

Waren wohl die Gracchen, die Catonen, die Brutus, waren wohl die tugendhaftesten Männer der alten und neuern Geschichte wirklich Männer, die sich sehr durch ihre Mäßigung auszeichneten?

So schäzbar diese Eigenschaft an sich selbst ist, so sehe ich doch, daß sie sich sehr schwer mit hohen Tugenden, mit einer großen Erhabenheit der Talente und des Genies vereinigt. Gemeiniglich ist sie die demüthige Begleiterin der Mittelmäßigkeit und der Schwäche *).

Vielleicht ist sie unter allen Tugenden diejenige, die man am wenigsten von der Natur selbst zu erhalten wünschen möchte: was sie eigentlich seyn soll, ist sie für uns nur alsdenn, wenn sie uns viele Mühe, Kämpfe und Aufopferungen gekostet hat.

Weit entfernt, alsdenn einen Charakter von Schwäche zu haben, erkennt man sie vielmehr für die erhabenste Stufe

*) Und ist freylich alsdann nur eine gute Qualität, keine moralische Tugend. W.

der Herrschaft, die der Mensch über sich selbst ausüben kann.

So war die Mäßigung eines Aristides, eines Camillus, eines Scipions *).

*) Wie wohl oder übel der V. seine Beyspiele in diesem kleinen, übrigens sehr schönen Capitel gewählt habe, wäre nicht so leicht auszumachen; und mich däucht, wenn es darauf ankäme, ich wollte ziemlich einleuchtend beweisen können, daß Cato und Brutus im Ganzen ihres Lebens mehr Mäßigung gezeigt haben als Camillus und Scipio, ungeachtet Camillus sich von den Thränen und Beschwörungen seiner alten Mutter endlich erbitten ließ, sein Vaterland seinem gereizten Stolze nicht aufzuopfern, und Scipio eine ihm aus der Beute zugefallene Numidische Königstochter lieber ihrem Bräutigam zurückgeben als seine Beyschläferin zu seyn nöthigen wollte; eine That, von welcher man nie so viel Aufhebens hätte machen sollen. Aber hier ist kein Raum für so zarte und viele Ausführlichkeit erfodernde Untersuchungen. W.

36.

Reinlichkeit.

Ich begreife recht gut, wie viele Gesezgeber die Reinlichkeit zu einer religiösen Tugend erhoben haben. Mit ihr fängt, so zu sagen, die Civilisirung des Menschen an.

Unreinlichkeit ist das untrügliche Merkmal des Elends, der Barbarey, der äussersten Verwilderung *).

*) Man kann ein Kind, das früh zur Reinlichkeit geneigt wird, als ein Kind von guter Hoffnung ansehen; wenigstens ist es ein Zeichen einer feinern Organisation, und beynahe die erste Gelegenheit, wo die Seele Gewalt über ihren Körper ausüben lernt. Es ist

Wer sich selbst bis auf diesen Grad vernachläßigt, liebt und schäzt sich selbst nicht: wie sollte er denn andre lieben können.

nicht zu sagen, von wie vielen Tugenden diese erste Entwiklung der Humanität der Keim ist. W.

37

Charakter.

Der Charakter ist in einem Menschen das Resultat der natürlichen oder erkünstelten Verbindung seiner Geisteskräfte, seines Willens, seiner Meinungen, seiner Neigungen, seines Geschmaks, und seiner Gewohnheiten; er ist so zu sagen die Lebensquelle seines ganzen moralischen Daseyns *).

„Der Charakter, sagt ein großer Mann, der in Frankreich eben so be-

*) Diese zwey Propositionen sind sehr verschieden: in jener wird der Charakter als Effekt, in dieser als Ursache betrachtet. W.

liebt wegen seiner Schriften als wegen seiner Tugenden ist, „der Charakter ist „diese Macht der Seele, diese unbe„kannte Kraft, die, gleich einer unsicht„baren Flamme, die Bewegung mit „dem Willen und den Willen mit dem „Gedanken zu vereinigen scheint *).“

*) Der große Mann, wer er auch seyn mag, hat hiemit in sehr schimmernden Worten nicht viel mehr gesagt, als, der Charakter ist eine Qualitas occulta. Das Bild, dessen er sich bedient, bezeichnet nichts weiter, als die Schnelligkeit der Wirkungen des Charakters. Weder er noch unser A. scheinen sich recht verstanden zu haben. Wenn der Charakter eine unsichtbare Flamme, folglich ein unbegreifliches Etwas ist, wie konnte uns der A. im ersten Paragraph eine genetische Definition von ihm geben? woraus so ziemlich begreiflich wird was er ist? W.

Wenn gleich der Charakter seine ganze Stärke der Natur zu verdanken hat, so kann er doch durch die Eigenschaften, die wir durch freywillige Anstrengung oder durch eine Art von Ansteckung, welche sie uns mittheilt, erhalten, bis auf einen gewissen Grad verändert werden. Er hängt an keiner dieser Eigenschaften ausschließend: aber unvermerkt bildet er sich durch die Mischung von allen, ohne daß weder der Verstand noch der Wille im geringsten Antheil daran haben *).

*) Unser A. scheint sich, eh er dieses Kapitel zu schreiben anfieng, keinen deutlichen und netten Begriff von der Sache gemacht zu haben, wovon er handeln wollte. Daher das hin und her schwankende seiner Sätze;

So wie man viele Werke zu lesen bekömmt, aus denen nichts bestimmtes folgt, so sieht man auch viele Menschen, deren Charakter man unmöglich angeben kann; sie sind so zu sagen die Ge-

daher der auffallende Widerspruch mit sich selbst, da er im ersten Paragraph dem Verstand und Willen Einfluß auf den Willen beylegt, in diesem hingegen wieder abspricht; daher der falsche, oder höchstens halb wahre Satz, Charaktertugenden seyen nichts als animalische Tugenden, bloßes Werk des Instinkts; als ob nicht auch *Grundsätze*, wenn es uns *habituell* geworden ist nach ihnen zu handeln, dem Instinkt ähnlich wirkten. — Mich dünkt, der Charakter in einem Menschen ist das, was unter allen Veränderungen und Modificationen, die ihm von Augenblik zu Augenblik sich selbst ungleich machen, das *beständigste* ist, das wodurch er *sich selbst gleich* und von andern *ver-*

meinpläze der menschlichen Gattung; ihre Klasse ist eine der zahlreichsten.

Ich habe Menschen gekannt, deren Grundsäze ihnen statt des Charakters dienten; bei andern versah der Charakter die Stelle der Grundsäze: aber ich muß gestehen, ich betrog mich seltener,

schieden ist, kurz, der ihm von der Natur selbst aufgeprägte Stämpel der Individualität, der aber durch alle die äussern und innern Ursachen, die auf ihn wirken, nicht nur schärfer ausgedrukt und verschönert, sondern auch auf allerley Weise verunstaltet, verwischt und verfälscht werden kann. Aus diesem Begriffe glaube ich alles ziemlich erklären zu können, was sich weder aus dem eminenten Resultat unsers A. noch aus der unsichtbaren Flamme seines großen Mannes erklären läßt. W.

wenn ich mich auf die Tugenden der lezteren verließ; denn ihre Tugenden hangen von einer Art Instinkt ab; es sind, wie jemand gesagt hat, bloß animalische Tugenden, man ist dessen sicher was sie leisten werden, weil es ihnen gewissermaßen unmöglich ist, anders zu handeln.

Wenn man seinen Charakter nicht ändern kann, so kann man sich wenigstens Eigenschaften und Fertigkeiten erwerben, die den herrschenden Ton und die besondern Schattirungen schwächen oder verstärken *).

*) Und das ist alles was man zu thun hat; denn der Stämpel der Natur soll nicht verfälscht oder gar umgeprägt werden, sondern nur seine möglichste Vollkommenheit erhalten. W.

38 22.

Glükseligkeit.

Eine unbedingte Glükseligkeit, oder den Stein der Weisen zu suchen, ist eines nicht so thöricht als das andre?

Dem einen von diesen Hirngespinnsten opfert man den wirklichen Genuß des Goldes auf, das man schon hat, dem andern das Vergnügen und die Ruhe, deren Abwechselung das natürliche Loos der Menschen zu seyn scheint.

Weil unsre Einbildungskraft immer viel weiter geht als die Natur, so scheint es entschieden, daß die gröste Glükseligkeit nur aus der grösten Täu-

schung entstehen kann: allein da es unmöglich ist, daß diese Täuschung nicht öfters durch den Eigensinn des Glüks, oder die unzeitige Dienstfertigkeit unsrer Freunde, oder auch durch die Vernunft, die uns oft eben so ungelegen kömmt, gestört werde, wie sollte man auf eine unvermischte Glükseligkeit rechnen können?

Unser Leben ist eine Reihe von abwechselnden Leiden und Freuden; man muß also der Seele so viel Federkraft zu geben suchen, daß sie alle Eindrücke, deren sie fähig ist, annehmen könne, ohne die Kraft zu verlieren, zu widerstehen, sobald es unsre Ruhe erfordert *).

*) Ein guter Rath! Aber wie man seiner Seele diese Federkraft geben könne, wenn sie

Eine unaufhörlich gleichförmige Art zu seyn, so angenehm sie an sich selbst seyn möchte, würde uns doch gar bald schon deswegen gleichgültig werden, weil sie das Gefühl unsrer Existenz niemal lebhaft genung erneuern würde.

Wenn ein Armer reich wird, wenn der Müde ausruhet, wenn der Ausgeruhete zu seiner gewohnten Thätigkeit übergeht, wenn ein gleichgültiges Herz sich für etwas zu interessiren anfängt,

solche nicht schon hat, das hätte er uns sagen sollen! Ich denke, mit guten Nerven und gesunder Vernunft hat eine Seele immer so viel Federkraft, als sie braucht um sich so viel drücken zu lassen und so viel zurük zu drücken als zu ihrem Wohlbefinden nöthig ist; ohne diese beyden Requisite weiß ich ihr keinen Rath. W.

so bezweifelt bey allen diesen Aenderungen wohl niemand die Glükseligkeit dieser Personen. Es scheint also, daß man nicht wohl sehr glüklich seyn kann, ohne aus einem Zustand in einen andern überzugehen. Dieser Uebergang darf aber nicht zu schwach seyn, weil er sonst der Ueberlegung nicht Zeit genug ließe, und, so zu sagen, die reflektirte Empfindung des Ich unterbräche, von welchem doch die Realität und Festigkeit unsers Wohlseyns abhängt.

Wenn uns die Vernunft verwahrt unglüklich zu seyn, so ist es doch immer nur unser Charakter, der uns in den Besitz der Glükseligkeit sezte. Unser Auge muß von einer gewissen Beschaffenheit seyn, der Cristall darin

muß von Natur lebhaft und rein seyn, um uns die Gegenstände unter einem angenehmen Affekte zu zeigen, und die Philosophie hat, meines Wissens, das Geheimniß noch nicht entdekt, weder die Form noch die Farbe unsrer Augen zu ändern.

39.

Gelassenheit im Leiden.

Ich weiß wohl, daß man durch Weisheit, durch Mäßigung, durch Aufopferungen und Privationen jeder Art, sich eine unendliche Menge von Leiden erspart.

Ich weiß wohl, daß die meisten Leiden uns schreklicher scheinen, so lange wir sie befürchten, als wenn sie uns wirklich ergriffen haben.

Ich weiß wohl, daß die Nothwendigkeit dem Sterblichen eine Art von Muth giebt, und daß ein gewisser Grad des Schmerzens, so wie ein gewisser

Grad des Vergnügens, ihn einigermaßen über sich selbst erhebt.

Auch weiß ich, daß unsre Leiden, wenn sie uns ganz unerträglich werden, auch ihrem Ende nahe sind.

Aber wie traurig, wie schwach, wie unzulänglich sind alle diese Beruhigungsgründe!

Es giebt schrekliche Leiden in diesem Leben, die das Gepräge einer unausweichlichen Fatalität an sich tragen.

Auch giebt es eine Menge Uebel, die in gar keiner Proportion mit den Fehlern, Nachläßigkeiten und Schwachheiten stehen, wodurch wir sie uns zugezogen haben.

Was soll ich demjenigen sagen, der unschuldig und ohne Hoffnung einiger

Erleichterung leidet? Was kann ich dem Unglüklichen sagen, dessen Leiden ich weder durch meine Bemühungen noch durch meine Theilnehmung zu mildern im Stande bin? Und, ihr Philosophen, was sezt ihr an den Plaz der tröstlichen Hoffnung, die uns eine Religion gewährt, welche dieses Leben nur für einen Augenblik der Geduld und der Prüfung ansieht und jenseits des Ziels ewige Ruhe und ewige Glükseligkeit verspricht *)?

*) Daß hier unter den Philosophen die D'alembert, Diderot, Voltaire und ihre Brüder oder Jünger gemeynt sind, braucht kaum erinnert zu werden. Der Haß gegen verfolgende und herrschsüchtige Priester, der Abscheu vor Dogmen, die der Mensch-

Philosophen, behaltet eure stolze Weisheit für euch; gebt mir dafür meine süßeste Hoffnung wieder; wäre sie auch nichts als Täuschung, so würde sie mir doch tausendmal lieber seyn *).

heit wenig oder nichts genuzt und unbeschreiblich vielen und grausamen Schaden zugefügt haben, konnte leicht die Augen einiger Philosophen trübe machen. Die Philosophie selbst, welche die Stimme der Vernunft ist, bestätigt die lezte Hoffnung guter Menschen durch überwiegende Gründe, und es bedarf keiner Blendwerke und Zauberlaternen, um uns den Trost zu verschaffen, welchem unser A. mit Recht eine so große Kraft in allen Umständen, wo er Bedürfniß ist, zuschreibt. W.

*) Vorausgesezt, daß ich nicht wüßte, oder zu wissen meynte, daß sie nur Täuschung sey. Es giebt wissentliche Täuschungen die uns amüsiren, aber keine, die uns zum Trost, zur Stütze dienen könnte. W.

Es ist hier der Ort nicht, die Beweise der Unsterblichkeit zu prüfen; aber wem könnte es Freude machen, sie zu entkräften? Welche Ordnung herrscht nicht in dem Plan der Natur! Ist es wahrscheinlich, daß unser Wesen gerade in dem Augenblik zu Grunde gehe, da es sich zu entwickeln anfängt?

Ich fühle im Innersten meiner Seele Kräfte die ich in meinem izigen Zustand nicht üben kann.

Ich sehe immer noch ein Ziel über dasjenige hinaus, das ich erreicht habe. Wenn der Mensch ganz stirbt, wie viel Kräfte, wie viel Mittel sind alsdenn zweklos verschwendet!

Nichts geht ganz zu Grunde, weil nichts müssig da ist; alles bleibt oder

verwandelt sich. Der Mensch, der nur existirt in so fern er denkt, der Mensch sollte allein vernichtet werden? Seine Werke sollten unsterblich seyn, und er selbst, über alles erhaben was ihn umgiebt, sollte er nur ein augenbliklich es Daseyn genießen? Fern sey von meinem Herzen ein so düsterer Gedanke! Süße Hoffnung, versage mir nicht deine lezte Zuflucht! Der Tod sey mir die Morgenröthe eines neuen Lebens, der Uebergang vom Nichts zum Daseyn.

40.

Schmach.

Seneca stimmt mit Sanct Paul ein: der Rechtschaffene soll es seyn, auch mit Gefahr, Schmach und Schande deswegen zu erdulden. Aber, o! laßt uns dem Himmel danken, und die Menschheit segnen, daß sie uns die Erfüllung so schwererer Pflichten selten auflegt.

Eine bey weitem nicht so beschwerliche Pflicht legt uns auf, den Ruhm der Eitelkeit, die Hochachtung aufgeklärter Menschen dem Beifall des großen Haufens, das gerechte aber späte Lob der Zukunft den fast immer so verdächtigen, so schwankenden und eiteln Lobes-

erhebungen der Zeitgenossen vorzuziehen.

Eine noch leichtere und sogar wohlthätige Verbindlichkeit ist die, das Gute, so wir thun wollen, zu verbergen, um es desto besser zu thun. Das Geheimniß, womit wir unsre guten Handlungen, wie unsre Vergnügungen bedecken, scheint unsern Genuß zu erhöhen, indem sie ihn reiner und inniger macht. Nein! selbst die Trunkenheit der Eigenliebe hat keinen so entzückenden Reiz als die Einhüllung einer gefühlvollen edeln, mit sich selbst zufriedenen Seele in sich selbst, um ohne Zeugen eines Triumphs zu genießen, den sie bloß ihrer eignen Tugend zu danken hat.

41.

Liebe zum Leben.

O! des unbegreiflichen Instinkts, der uns an das Leben heftet! Er gleicht einem Wechselfieber, das oft ganz unterbrochen scheint, und das auf einmal wieder in die heftigste Wuth ausbrechen kann. Täglich sieht man ihn den eitelsten und der Natur fremdesten Leidenschaften weichen; nicht selten siegt er hingegen sogar über die ersten Triebe der Natur, über die mütterliche Liebe und Sympathie, verwandelt in einem Augenblik sanfte, gefühlvolle Wesen in Ungeheuer von Barbarey und Grausamkeit. Von allen andern Empfin-

dungen gesondert, nimmt dieser Instinkt den Charakter der wildesten Leidenschaft an. Wer mehr wünscht als bloß zu leben, liebt das Leben nie zu heftig; hingegen giebt es keinen Zügel für die Wuth desjenigen, der keinen andern Wunsch mehr hat als sein Leben zu retten; es ist der Brennpunkt, in welchen sich dann die ganze Thätigkeit seines Wesens zusammendrängt. Dies war ohne Zweifel das schrekliche Schiksal der ersten Menschenfresser.

Wie viele edle und großmüthige, wie viele rührende und erhabene Entschließungen wären dem menschlichen Herzen immer unbekannt geblieben, wenn seine eignen und die Leidenschaften der Gesellschaft es nicht frühzeitig an

Verachtung des Lebens gewöhnt hätten! Aus diesem Grunde giebt es einen Charakter von Tugend, eine Art von Heldenmuth, welche den Liebenden und den Kriegern ausschließlich zukommt, als die immer bereit sind, sich dem Interesse der Liebe, oder des Ruhms aufzuopfern. Ohne Zweifel ist es dies, was den leztern zu allen Zeiten so vorzügliche Ansprüche auf die Achtung des schönen Geschlechts gab, welches, wie der Weise von Genf sagt, der natürliche Richter über das Verdienst der Männer ist.

42.

Furcht vor dem Tode.

Man sollte denken, die Philosophen der Alten hätten sich mit nichts beschäftiget, als die Furcht vor dem Tode zu bekämpfen *). Ich könnte hier alles wiederholen, was sie darüber gesagt haben — z. B. man sollte nicht fürchten, was doch im Grunde nichts als bloßer Verlust aller Empfindung ist u. s. w. aber eben so lieb wollte ich mit jenem Kapuziner sagen: es sey eine große Vorsorge

*) Und doch haben sie sich noch mit einer unendlichen Menge anderer Dinge, und besonders überaus viel mit der Kunst zu leben, zu thun gemacht. W.

der Natur gewesen, daß sie den Tod gerade an das Ende des Lebens gesezt habe *).

Was mir, bey allem dem Grauen, womit uns diese immer so nahe Aussicht auf unsre Zerstörung erfüllt, dennoch so ziemlich allgemein wahr zu seyn scheint, ist dies: daß, wenn wir nun wirklich ganz nahe dabey sind, wir uns entweder noch weit davon entfernt glauben, oder so weit gebracht sind, das Ende unsers Lebens für unsern einzigen noch übrigen Trost anzusehen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ist also wohl selten ein Tod, der nicht entwe-

*) Man behauptet es sey so schwer zu sterben, sagte eine naive Dame, und doch sehe ich, daß jedermann damit fertig wird.

der erwünscht, oder unvermuthet sey.

Der Zwischenraum vom Leben zum Tode scheint uns immer unendlich; es sind zwey Punkte, die durch die unermeßliche Kluft des Nichts auf ewig von einander geschieden sind.

Lord Stanhope hofte, man würde einst das Geheimniß länger zu leben wieder finden, und von allen Geheimnissen des Alterthums war keines, dessen Verlust er mehr bedauerte.

Ich weiß nicht, wie bald diese Hoffnung in Erfüllung gehen wird, aber ich bin fest überzeugt, daß die meisten Menschen vor der Zeit sterben; in der Jugend an ausschweifenden Thorheiten, bey zunehmenden Jahren noch

häufiger an Trägheit und langer Weile.

In dem Einfall der Frau Geoffrin liegt also mehr Wahrheit, als man anfangs dafür hält: On ne meurt que de bêtise, sagte sie *).

*) Es giebt in unsrer Sprache kein Wort um genau das auszudrucken, was die Franzosen, zumal in ihrer Conversationssprache, durch bête und bêtise sagen wollen. Das Bon-Mot der Dame Geoffrin muß also Französisch verstanden werden, oder gar nicht, und mein junger Freund, der es übersezte: „Man stirbt nur aus Albernheit" begieng einen doppelten Fehler: erstlich, daß er etwas verteutschen wollte, daß sich nur auf französisch sagen läßt; und dann, daß er aus statt an sezte, da doch die Spitze des Bon-Mot gerade in diesem an stekt; denn es will so viel sagen: alle Menschen sterben nur an einer einzigen Krankheit, an der Bêtise. — Solche feine

Einfälle kamen an den weiland berühmten Soupées der Mad. Geoffrin bey Tausenden zum Vorschein; aber P. Bouhours und Friederich II. haben recht: wir Deutschen sind trop bêtes, um jemals den rechten Geschmak an dem flüchtigen Salz eines solchen Quasigedankens zu finden. Man müßte uns ein Buch schreiben so dick wie das große römische Brevier, oder vielmehr, man müßte ganz neue Instrumente für uns erfinden, um das unendlich kleine Partikelchen von wahrem oder denkbarem, was darin ist, aus der insipiden Vehikel, worin es schwimmt, für uns heraus zu fischen; und dann ärgerten wir uns, wenn wir fänden, daß es der Mühe nicht werth gewesen sey. W.

43.

Jugend.

Wie glüklich ist das Alter, wo man noch der ganzen Fülle seines Wesens genießt, wo der Gesichtskreis des Lebens uns noch unermeßlich, und das Feld unsrer Kenntnisse ohne Grenzen scheint; wo alle unsre Leidenschaften, alle unsre Neigungen, alle unsre Begriffe und Empfindungen von jenem ersten Triebsaft belebt sind, der im Frühling über die ganze Natur eine so lebhafte und glänzende Blüte verbreitet!

Der gröste Vorwurf, den man den Fortschritten des gesellschaftlichen Zustandes, der höchsten Verfeinerung,

wovon die dermalige Verderbniß der Sitten die Folge scheint, machen möchte, ist die allzuschnelle Verkürzung der ersten Epoche des Lebens. Die erkünstelten Täuschungen, denen man uns so frühzeitig preis giebt, berauben uns der reizendsten Täuschungen der Natur; und indem man ohne Noth die Entwicklung unsers Verstandes und unsrer Erfahrung beschleunigt, entreißt man uns in der That das rührendste, das reinste, das wesentlichste von der Glükseligkeit des Empfindens. In der Welt sieht man nichts mehr als Kinder oder Greise; nichts ist so selten als einem Jüngling zu begegnen *).

*) Leider fängt dieses französische Klaglied auch unter uns an verständlich zu werden.

W.

Unsre Staaskunst verzehrt zum voraus den Unterhalt der künftigen Geschlechter; eben so macht uns unsre Erziehung gleich beym Eintritt ins Leben ohne Geschmak und Nutzen verschlingen, was der Genuß und die Nahrung reiferer Jahre seyn, oder für das hohe Alter aufgespart werden sollte. In der moralischen Existenz, wie in der Finanzverwaltung, sind voraus verzehrte Einkünfte der unfehlbare Weg sich zu ruiniren.

Warum sollte man in dem Alter, das von der Natur schon so sehr begünstiget ist, nicht die Gunstbezeugungen des Luxus und des Glüks verschmähen? Warum sollte man in dem Alter der Stärke und Thätigkeit nicht über Ange-

wohnungen erröthen, die man kaum den Bedürfnissen des greisen Alters zu gut hält? Wer nicht den Geist seines Alters hat, sagt Voltaire, der hat alle Beschwerden desselben.

44.

Alter.

Eine der wesentlichsten Tröstungen des Alters ist die Hoffnung eines schnellen und ruhigen Todes.

Eines der sichersten Mittel, das Alter erträglich zu machen, ist die sorgfältige Erhaltung zweyer Gewohnheiten, welche nie zu verlieren ziemlich in unsrer Gewalt steht, der Nachsicht gegen andre und einer gewissen Neugier, die uns an allem was um uns her vorgeht Antheil nehmen macht, und also verhindert, daß die Welt uns nie fremde wird.

Ich habe Greise von mehr als achtzig Jahren gekannt, die sich mit den Ereignissen des Tags, mit einer neuen Entdeckung, eben so theilnehmend und lebhaft beschäftigten wie in ihrem zwanzigsten Jahre.

Ohne Zweifel wird der Geist eben so wohl alt als der Körper, aber weit mehr durch Trägheit und Unthätigkeit, als durch Arbeit und Jahre.

Je weniger man Existenz in sich selbst hat, desto glüklicher ist man eine ausser sich zu finden; wer keine eigene Wohnung hat, ist ja wohl gezwungen, ausserm Hause zu leben.

Ambition und Geiz scheinen dem Alter ganz hübsche Gelegenheiten, sich mit Ehren zurükzuziehen, zu verschaffen;

aber die Ambition kann doch immer nur ein Behelf für die wenigsten seyn. Es giebt ungleich mehr Personen, die sich in der Lage befinden, wo der Geiz eine Aushülfe seyn könnte; nur hat er den allzu fatalen Nachtheil, daß er uns gerade zu der Zeit isolirt, wo wir der Zuneigung und der guten Dienste aller die um uns sind, am meisten bedürfen. Nur alsdenn vielleicht ist der Geiz zu entschuldigen *), wenn man dabey die Absicht gehabt hat, den Abend des

*) Gute Oekonomie ist in allen Ständen eine Tugend; Sparsamkeit ist den meisten nöthig; Geiz kann nie zu entschuldigen seyn; er ist, von welcher Seite man ihn auch betrachten mag, das verächtlichste Laster; eine schändliche Krankheit einer kleinen, kalten, in sich selbst zusammengeschrumpften Wurmseele.

Lebens zu erheitern; hat man aber diesen einmal erreicht, warum bleibt man denn noch dem Geiz ergeben? Dann ist es Zeit die zurükgelegten Fonds zu nutzen, und die einzige Weise, sie, wie es diesem lezten Alter zukömmt zu realisiren, ist sie zum Glücke derjenigen anzuwenden, die unsrer Zärtlichkeit würdig sind, und deren segnendes Andenken unsre Existenz, auch wenn wir nicht mehr sind, zu verlängern scheint *).

*) Wie konnte der A. sich einbilden, daß diese Moral auf einen Menschen wirken könne, dem der Geiz (seiner Voraussetzung zu Folge) zur Angewohnheit, zur andern Natur, geworden ist? Wehe dem der an die Zärtlichkeit eines Geizigen assignirt würde! Ich wollte mich eben so gern an die Schätze, die im Grund des Oceans liegen, anweisen lassen.
W.

45.

Ungewißheit unsres Schiksals.

Die Grenze unsrer Neigungen und unsrer Fortdauer ist uns gleich unbekannt. So wie kein Alter ist, worin man nicht sterben kann, so ist auch keines, wo man nicht noch länger zu leben hoffen kann. Unsre Unwissenheit des Künftigen ist eine der grösten Wohlthaten der Natur; sie ist die glükliche Dämmerung, die uns die engen Schranken unsers Daseyns verbirgt, und diesen in unsren Augen eine unermeßliche Ausdehnung giebt; so wie sie der Stolz unsrer

Wünsche und unsrer Hoffnungen verlangt.

Die Schranken, welche die Einbildungskraft nicht wahrnimmt, sind für uns nicht da; und was diejenigen betrift, von deren Anblik sie allzu lebhaft gerührt wird, haben wir nicht tausend Mittel, unsre Blike von ihnen abzuwenden? Wenn die Natur will, daß alles zu Ende gehe, so wollte sie auch, daß für empfindsame und feurige Seelen alles fortdauernd und ewig scheine. Bereden wir uns nicht, daß wir das immer begehren, immer lieben werden, was wir lebhaft begehren und feurig lieben? Dies ist von allen Täuschungen der Sterblichen die unbegreiflichste und die süßeste; jeder Augenblik scheint

sie vernichten zu müssen, und nichts kan sie zerstören *).

Unter mehr als Einer Beziehung scheint mir die Ungewißheit des Lebens einer der schäzbarsten Vortheile des menschlichen Daseyns. Ich finde in ihr zu gleicher Zeit eine Quelle der Glükseligkeit, des Trostes, der Herzhaftigkeit, der Gerechtigkeit und der Großmuth.

*) Die natürliche Ungeduld der Begierden trägt zur Unterhaltung dieser Verblendung viel bey. Indem sie vor unsern Augen die Entfernung des Ziels, dem wir mit heißer Sehnsucht nachjagen, vergrößert, so fährt sie zurük, und macht wenigstens daß wir desto gewisser jenes andre Ziel vergessen, das man beinahe immer allzu schnell zu erreichen fürchtet.

Wenn mir eine lange Zukunft zugedacht seyn kann, sollte ich sie dem Eigensinn eines Tages aufopfern, gleich als ob ich nur einen Tag zu leben hätte?

Drükt mich ein Schmerz nieder, wie sollte ich vergessen, daß selbst in diesem Augenblike sich alles enden kann?

Die Stelle, in welcher ich heute meinen Nebenmenschen erblike, ist vielleicht morgen die meinige; und ich sollte ungerecht seyn wollen?

Mir schauert vor den Unternehmungen und Aufopferungen, die meine Pflicht von mir fodert; aber sind die Gefahren, die mich zurükschrecken, wohl wirklicher, als diejenigen die

mich von allen Seiten und in jedem Augenblicke bestürmen? Was hilft es mir, einer Gefahr zu entrinnen, um einer andern unterzuliegen? Die Uebel, die wir am wenigsten voraussehen, sind gerade diejenigen, die uns am gewissesten treffen.

Alles ist ungewiß im menschlichen Leben; das Einzige was nicht ungewiß ist, ist die Empfindung, die zu mir sagt: Sey theilnehmend, sey gerecht, sey gut! Unaufhörlich möge diese Empfindung im Grunde meiner Seele wiederhallen! Leicht werde ich dann die Beschwerlichkeiten meines Schiksals tragen, eingehüllt in den undurchdringlichen Schleyer

der Zukunft; diesen wohlthätigen Schleyer, der mir nichts verbirgt, als was mir zu meinem Glüke verborgen bleiben muß.

46.

Maximen, die man zu oft vergißt.

Verlangt für das Gute, das ihr Andern erweiset, keine andre Belohnung als das Vergnügen Gutes gethan zu haben; so seyd ihr sicher, wenig Undankbare zu finden, oder würdigt sie wenigstens nicht, euch über sie zu beklagen.

* * *

Eine empfangene Wohlthat ist die heiligste Schuld; wenn ihr sie nie ver-

geßt, so werdet ihr immer das Verlangen in euch haben, sie zu erwiedern, und der Augenblik der Erkenntlichkeit, anstatt Euch eine schwere Last zu dünken, wird euerm Herzen eine wahre Erleichterung seyn. Ihr seyd nicht gern schuldig: fühlet also das Glük mehr zu geben als ihr schuldig seyd! Ich bin gewiß, daß man mit dieser Gesinnung niemals in den Fall kommen kann, seinen Wohlthäter zu hassen.

* * *

Hütet euch, sagt ein persischer Weiser, den himmlischen Becher der Begierden und der Hoffnung jemals ganz auszuschlürfen.

Besitzet nur um zu genießen, und genießet immer, als besäßet ihr nicht. Euer Genuß wird um so lebhafter, das Gefühl des Verlusts um so weniger bitter, die Erinnerung des Vergangenen um so angenehmer seyn.

* * *

Die Krankheiten der Seele, (so wie die Krankheiten des Körpers) sind vielleicht nie mehr beruhigend, als wenn sie unentschieden und zweydeutig sind; so bald man sie recht kennt, ist ihre Heilung beinahe sicher. Die beste Disposition ihnen vorzubeugen, ist die glükliche Fertigkeit von seiner Fantasie,

und selbst von seinen Ideen, immer Herr zu bleiben, und über seinen Gewinn und Verlust, über seine Freuden und Leiden, öfters mit sich selbst Abrechnung zu pflegen.

* * *

Ohne hochfliegende Erwartungen bemühet euch unaufhörlich, eure physischen und moralischen Kräfte, und selbst diejenigen, denen bloß der Wahn der Menschen einen Werth giebt, zu vermehren; denn dies ist das einzige Mittel, sie zu erhalten: Machet immer den bestmöglichsten Gebrauch davon, für euch und für Andere; das ist das natürlichste Mittel sie zu vergrößern.

*
* *

Ich zweifle, ob die Rolle des ehrlichen Mannes in der Welt die vortheilhafteste sey; aber ganz unfehlbar ist sie die sicherste und leichteste. Ein unredlicher Mann, sagt la Bruyere, hat nie Verstand genug.

Berlin,
gedrukt bei Johann Georg Langhoff.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Jacques-Henri, / Schulthess, Johann Georg, / Wieland, Christoph Martin,

Von der natürlichen Moral

Leipzig 1789

Ph.pr. 824 gb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041318-7
VD18 11420200